Charles H. Wolfe

Schweizer-Zeitfragen

1916 Heft 51

Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz

Abhandlungen von

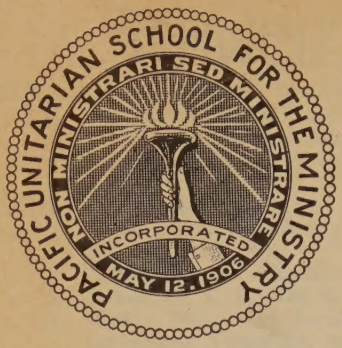
Prof. Paul Seippel — Prof. E. Zürcher
Prof. F. de Quervain — Prof. L. Ragaz

Zürich

Verlag: Art. Institut Orell Füßli.

A. AEPPLI

146.5
.279



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

CHARLES WILLIAM WENDTE

OF BOSTON, MASSACHUSETTS

ZEITFRAGEN:

…weizerischen Eisenbahnen unter Leitung …statist. Tafeln.) 2. —
…'exploitation des chemins de fer de la …lération. Avec 14 tableaux statistiques 2. —
…le fer Nord-Est-Suisse. 53 p. et 1 carte 1. 50
…angen mit besonderer Beziehung auf die 2. —
…bahnfrage. (68 S.) 1. 50
…rdostbahn. (48 S.) 1. —
…es Forstmannes unter Berücksichtigung …33 S.) 1. —
… de la Confédération. Conséquences de 3. —
… der zwangsweisen Mobiliar-Versicherung …). 1. —
…Wahrheit oder der Banknoten-Spektakel …S.) 1. 50
…ution und der Konkurs gegen Gemeinden. 1. —
… des Banknotenwesens in der Schweiz. 1. 50
…lung und Freizügigkeit der Lehrer an … (18 S.) —. 60
…igkeit einer Revision des eidgenössischen 1. —

„ 14. **Hoffmann-Merian u. Steinmann-Bucher.** Zur Zollfrage. Zwei Referate, im Auftrage des Vorstandes des schweizer. Gewerbevereins für dessen Sektionen bearbeitet. (76 S.) 1. 60

„ 15. **Meili,** Professor Dr. **F.** Rechtsgutachten über die Ausrichtung von Dividenden an die Aktionäre der Nordostbahn. (40 S.) 1. —

„ 16. **Stoll, G.** Zur Ehrenrettung des Privatbahn-Systems der Schweiz. (69 S.) 1. —

„ 16. **Stoll, G.** Justification du Système de Construction et d'Exploitation privée des Chemins de fer Suisses. (64 p.) 1. 50

„ 17. **Soral, Henri.** Le Nord-Est et les Chemins de fer Suisses. Union ou Rachat. Lettre à M. **G. Stoll,** ancien directeur du Nord-Est. (13 p.) 1. —

„ 18. **Vogt,** Prof. Dr. **Gustav.** Zur Tessiner Frage. Rechtserörterungen. (54 S.) 1. 50

„ 19. **Gastfreundschaft und Hausrecht der Schweiz.** An der Hand geschichtlicher Tatsachen dargestellt von ***. (96 S.) 2 Fr. M. 1. 80

„ 20. **Largiadèr,** Dr. **Ant. Ph.** Zur Wahlreform. Eine Untersuchung über die Proportionalvertretung. (48 S. mit 2 Tafeln). 2. —

„ 21. **Freihandel.** Betrachtungen am Vorabend des Abschlusses neuer Handelsverträge. Von einem Achtundvierziger. (40 S.) 1. —

„ 22. **Vogt,** Prof. Dr. **Gustav.** Was nun? Ein Beitrag zur Lösung der Eisenbahnfrage. (40 S.) 1. —

„ 23. **Meisterhans,** Dr. **K.** Die Schweiz und die öffentlichen Schiedsgerichte. Eine historische Studie (40 S.) 1. —

„ 24. **Weber,** Oberstl. im Generalstab **Rob.** Zur Wehrfrage, kritische Bemerkungen über die Organisation der schweizer. Infanterie. (52 S.) 1. 60

„ 25. Die Bildung **Obligatorischer Berufs-Syndikate.** Ein Wurf zur Rettung von Handwerk und Kleingewerbe. (31 S.) 1. —

„ 26. **Curti,** Dr. **Eugen.** Neue Irrwege der schweizerischen Eisenbahnpolitik. Ein Beitrag zur Kritik der Eisenbahnnovelle. (56 S.) 1. —

„ 27. **Studien** über schweiz. Eisenbahnfragen. (90 S. mit 8 graph. Tafeln), Fr. 3. 50, Mk. 3. —
1. Die fünf Normalbahnen im Lichte der Statistik. — 2. Unsere Alpenbahnen.
3. Unsere Sekundärbahnen. — 4. Die Rückkaufsfrage.

Fortsetzung auf dritter Umschlagseite.

Jedes Heft ist einzeln käuflich u. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Schweizer Zeitfragen. Heft 51

Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz

Abhandlungen von
Prof. Paul Seippel — Prof. E. Zürcher
Prof. F. de Quervain — Prof. L. Ragaz

Zürich 1916
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli

F146.5
G279

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung 4

Prof. P. Seippel, Für unsere geistige Unabhängigkeit 5

Prof. E. Zürcher, Unsere Unabhängigkeit und die Aufgaben unserer rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten 21

Prof. F. de Quervain, Der Professorenaustausch mit dem Auslande und die intellektuelle Unabhängigkeit der Schweiz 26

Prof. L. Ragaz, Von den letzten Voraussetzungen der Schweizerischen Unabhängigkeit 37

Prof. L. Ragaz, Nochmals von den letzten Voraussetzungen unserer geistigen Unabhängigkeit 54

Prof. L. Ragaz, Die geistige Untergrabung der Schweiz 76

16747

Einleitung.

Am 15. November 1915 fand in Bern die erste Zusammenkunft der „Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschullehrer“ statt. Auf der Tagesordnung stand die Frage: „Was müssen die Schweizerischen Hochschullehrer für die Verteidigung der geistigen Unabhängigkeit ihres Landes tun?“ In vorliegender Broschüre wurden mit dem von Herrn Prof. Seippel erstatteten Referat, die Reden der Herren Professoren L. Ragaz, de Quervain und Zürcher vereinigt, sowie die beiden bereits in „Wissen und Leben“ erschienenen Antworten des Herrn Prof. Ragaz an seine Kontradiktoren.

Die Verfasser veröffentlichen diese Broschüre unter ihrer persönlichen Verantwortung und ohne jede Einbeziehung der „Vereinigung schweizerischer Hochschullehrer“.

Für unsere geistige Unabhängigkeit

Von PROF. DR. PAUL SEIPPEL, Zürich[1])

Selbst wenn unser Land vom heutigen Kriege verschont bleibt, so bedeutet dieser für uns nicht minder ein sehr ernsthaftes „Achtung!" Vor seinem Ausbruch wussten wir selbst nicht recht, wie es um uns stand und wie sehr wir bedroht waren. Mit einem Male konstatierten wir die Eingriffe aller Art, die gewisse Nachbarstaaten bei uns im geistigen, sowie im Gebiete der materiellen Interessen nach und nach durchgeführt hatten. Ein ausdauerndes Einsetzen unserer Energie wird von nöten sein, um so vielen Kräften, die uns aufzusaugen bestrebt sind, entgegenzuwirken.

Geben wir uns keinen Illusionen hin. Die Existenz eines kleinen heteroklitischen Staates ist, mitten in Europa, das durch die wetteifernden Ambitionen unserer mächtigen Nachbarn zerrissen daliegt, ein Paradoxon und fast ein Wunder. Aber nicht wahr? Wir glauben an keine andern Wunder mehr als an solche, die der Wille schafft. Wir müssen die Gefahren, die unserem nationalen Bestehen drohn, klar ins Auge fassen, um unsere Verteidigung gegen die meist bedrohten Punkte zu organisieren. Und das Problem, auf das wir schweizerischen Professoren an schweizerischen Universitäten unsere Anstrengungen vor allem konzentrieren müssen, liegt in der Verteidigung unserer geistigen Unabhängigkeit.

Ich füge hinzu, dass ich mich darauf beschränken werde, Ihnen in dieser Frage einige persönliche Ideen zu unterbreiten, Ideen, deren Verantwortung ich alleine auf mich nehme. Dabei werde ich Ihnen weder eine These noch eine Resolution vorschlagen. Die darauf folgende Diskussion soll den Charakter eines einfachen Gedankenaustausches haben; und da wir unter uns sind, wird jeder ohne Hintergedanken das sagen können, was er auf dem Herzen hat. Gleich von Anfang an müssen wir diesen akademischen Versammlungen eine doppelte Regel zugrunde legen: absolute Offenheit im Ausdruck unserer persönlichen Ideen und weitherzigste

[1]) Aus dem Französischen übersetzt von L. von Meyenburg.

Toleranz bei der Entgegennahme allfällig abweichender Meinungsäusserungen unserer Kollegen. Offenheit und Toleranz müssen die zwei Pole des geistigen Lebens eines Landes wie des unsrigen sein, dessen Ideal nicht die Einheit ist, sondern die Einigkeit in der Verschiedenheit.

I.

Alle müssen wir uns die Frage des Dichters Victor Hugo vorlegen: *De quoi demain sera-t-il fait?*

Eine neue Welt wird dieser Schreckens- und Schmerzensstunde erstehen. Wir aber müssen mit frischem Herzen und neuem Geist in sie eintreten, wenn wir die würdigen Führer einer Jugend bleiben wollen, die berufen sein wird, auf soviel Trümmern das Haus der Zukunft wieder aufzubauen. Wir werden ja allerdings nicht alle den Geist unseres Unterrichts ändern müssen. Glücklich die Mathematiker, denn, wie tief auch auf der Welt die Umwälzungen greifen, die Bedingungen, die der Regel des Hypothenusenquadrates zugrunde liegen, werden davon nicht berührt. Glücklich auch die Astronomen, denn die Rückwirkungen des Krieges, der unseren unbedeutenden Planeten heimsucht, werden wohl nicht bis zum Sterne Sirius spürbar sein. Mathematiker und Astronomen haben also das beneidenswerte Recht, sich den Weltenlauf, wie es Renan wollte, von der Höhe dieses glückseligen Siriussternes aus anzusehen und brauchen somit die Manuskripte ihrer Vorlesungen nicht umzuarbeiten. Mit uns Historikern, Juristen, Volkswirtschaftlern, Philosophen, Theologen und Literarhistorikern verhält es sich anders. Wir arbeiten in der Welt der Begebenheiten und können weder den Lauf menschlichen Tuns noch die Umwälzungen ignorieren, die sich vor unsern Augen abspielen. Wir alle sind berufen, am Zukunftswerk zu arbeiten. Und da wir das Glück haben, ein kleines Land zu bewohnen, in dem man das Recht und die Pflicht hat, kalt Blut zu bewahren, um einen klaren Blick in die zeitgenössischen Geschehnisse zu bekommen, werden wir später, wenn die Kriegs-Hypnose vorbei sein wird, die Fackel der Wahrheit in die Nachbarstaaten tragen können. Welche Arbeit wird notwendig werden, damit das Europa der Gelehrsamkeit wieder bewohnbar sein wird! Sofern wir unsere guten Dienste nicht mit allzugrosser Übereilung anbieten, wird man ganz naturgemäss die

Blicke auf uns richten, da wir den seltenen Vorzug geniessen, für unser Land und zugleich für das Wohl unserer Nachbarn arbeiten zu können, mit denen wir die Beziehungen, nicht der Abhängigkeit, wohl aber der Solidarität aufrecht erhalten wollen.

Daraus können Sie den Schluss ziehen, dass ich Ihnen nicht einen geistigen Protektionismus irgendwelcher Art anempfehlen möchte. Hüten wir uns vor den nationalistischen Vorurteilen unserer mächtigen Nachbarn Wir sind nicht gross genug, um uns kleinlich zeigen zu dürfen. Die Schweiz kann in geistiger ebensowenig wie in volkswirtschaftlicher Hinsicht völlig aus eigenen Mitteln bestehn. Sie produziert nicht alle Rohstoffe, deren sie bedarf, sie bearbeitet sie aber und drückt ihnen ihren Stempel auf. Da nun eine schweizerische Kultur, die sich selbst genügte, für uns unmöglich ist, so müssen wir ein europäisches Kulturzentrum mit schweizerischem Gepräge sein. Bei den Anleihen, die wir notgedrungen bei unsern Nachbarn machen müssen, wenden sich die Deutschschweizer vornehmlich an Deutschland, die Welschschweizer an Frankreich. Wir dürfen aber weder auf der einen noch auf der anderen Seite ausschliessend sein, und unser kleines Haus, das auf der Berghöhe steht, muss seine Fenster nach allen Gegenden des Horizontes offen halten.

Was die welsche Schweiz betrifft, so können wir Sie unseres festen Entschlusses versichern, in kein Abhängigkeits-Verhältnis zu Frankreich zu treten und unsere Selbständigkeit in allen Gebieten, vor allem in geistiger Hinsicht, zu verteidigen, welches auch unsere Sympathien im heutigen Kriege seien.

Ich will zwar nicht behaupten, dass alles in unserm kleinen welschen Haushalt aufs beste stünde. Auch wir haben gegen Strömungen zu kämpfen, deren Macht später gefährlich werden könnte, und wir werden uns dieser Aufgabe nicht entziehen. Aber vom akademischen Standpunkte aus — und es ist dies der einzige, der uns hier beschäftigen soll — muss ich als unleugbare Tatsache feststellen, dass die welsche Schweiz zu Frankreich in längst nicht so engem Verhältnis steht als die deutsche Schweiz zu Deutschland. Hier besteht ein fortwährender Austausch von Professoren und Studenten. Die schweizerischen Universitäten werden von den jungen deutschen Gelehrten als erste Stufe zu ihrer

akademischen Laufbahn angesehen. Andererseits haben die meisten akademisch gebildeten Deutschschweizer mindestens einen Teil ihrer Studien in Deutschland absolviert, da ihnen ihre Semester in Deutschland, unter gewissen Bedingungen, wie vollgültige Semester in der Schweiz angerechnet werden. Die welsche Schweiz unterhält durchaus nicht dieselben akademischen Beziehungen zu Frankreich. Die französische Universität ist eine geschlossene Körperschaft, die einen intellektuellen Protektionismus ausübt. Sie kümmert sich nicht um unsere schweizerischen Hochschulen. Sehr selten nur gelangen Fremde im Lehrfach zu einer offiziellen Stellung. Diese müssen ihre ganze Laufbahn in Frankreich zurückgelegt und sich eingebürgert haben. Andererseits dozieren bei uns nur wenig Franzosen. Drei in Genf. Und was die welschen Studenten anbetrifft, so besuchten sie zu meiner Zeit die deutschen Hochschulen mehr als die französischen. Ein oder zwei Semester in Deutschland galten als notwendige Zugabe einer sorgfältigen Ausbildung. Es verhielt sich, glaube ich, noch in den letzten Jahren vor dem Kriege so.

Wenn wir, Welschschweizer, die Haupt-Elemente unserer Geistesart begreiflicherweise aus dem Lande holen, dessen Sprache wir sprechen, so haben wir doch an mehreren Kulturen Anteil. Es besteht in unserem Lande, namentlich in Genf, eine alte Tradition europäischen Geistes. Durch gewisse Seiten unseres Lebens, durch unsere religiösen und politischen Ideen, im besonderen durch unsere vorherrschende Leidenschaft, d. h. die der persönlichen Freiheit, nähern wir uns eher England als Frankreich.

Zu einer weniger unruhevollen Zeit habe ich eine Studie über *Les deux Frances*[1]) unternommen, wobei ich so genau als möglich festzustellen suchte, welche Elemente der französischen Geistesart wir nicht zu den unsrigen machen können, wenn wir unseren eigenen Traditionen treu bleiben und unsere moralische Unabhängigkeit wahren wollen. Mir schien dabei, dass in beiden Frankreich, dem roten und dem schwarzen, die, obwohl augenblicklich vor dem Feinde einig, auf immer Rivalen bleiben werden, eine

[1]) Les deux Frances et leurs origines historiques. Lausanne, Payot & Cie. Paris, Alcan 1905.

lange geschichtliche Entwicklung ein Prinzip geltend gemacht hat, wonach das Individuum der geistigen Autorität unterstellt wird; dies aber widerspricht unseren freiheitlichen Traditionen.

Gibt es nun im gegenwärtigen germanischen Kaiserreich nicht eine ähnliche Entwicklung, die zu einer noch gründlicheren Aufhebung der persönlichen Freiheit gelangt? Ich wünschte, einer unserer Mitbürger aus der deutschen Schweiz unternähme, wie ich, eine ähnliche Untersuchung für das neue Deutschland. Er könnte damit unserem Lande und vielleicht Deutschland selbst einen Dienst leisten. Ähnliche Studien sind angetan, die bedrohten Stellen genau aufzufinden, an denen wir unsere Verteidigungsgräben anlegen und unsere Abwehr organisieren müssen.

II.

Somit gelangen wir zu folgender Frage allgemeinen Charakters: Was müssen wir von den juristischen, moralischen und historischen Theorien unserer Nachbarn als den Bedingungen unserer Existenz entgegengesetzt mit Entschiedenheit verwerfen?

Vor allem die Lehren, die die moderne Paraphrase sind zu dem bekanntlich Napoleon zugeschriebenen Ausspruche: „Macht geht vor Recht". Alle Lehren, die die Unantastbarkeit der internationalen Verträge nicht unbedingt fordern, sind der Idee, die die Schweiz in der Welt vertritt, entgegengesetzt. Somit müssen wir sie bekämpfen, wo immer wir ihnen auch begegnen.

Ist es nicht befremdend, dass die historischen oder philosophischen Theorien, welche die imperialistische Politik Deutschlands inspiriert haben, d. h. diejenigen Theorien, die den Stärkeren, der seine Macht missbraucht, rechtfertigen und das Recht der kleinen Völker, frei über ihr Schicksal zu verfügen, nicht anerkennen, zuweilen in einem Lande, wie das unsere, einigen Kredit finden konnten, wiewohl sie doch gerade die Verneinung unserer Existenz-Berechtigung sind. Das hiesse ja ein Lamm sein, das eine Philosophie für gut fände, die dem Wolf das Recht zuschriebe, es eines schönen Tages ganz nach Belieben aufzufressen.

Haben wir nicht die Aufgabe, solche Ideen zu bekämpfen und die Jugend ein höheres Ideal zu lehren, das Ideal der Gerechtigkeit

unter den Nationen? Gewiss, unser Unterricht wird die Weltgeschichte nicht beeinflussen, gewiss werden sich auf Jahrhunderte hinaus die Beziehungen zwischen Völkern noch weiter nach jener Philosophie des Wolfes gestalten, die wir eben erwähnten:

La raison du plus fort est toujours la meilleure.

Sollten aber Ungerechtigkeit und Brutalität dennoch siegen, so dürfen wir ihrer blinden Macht gegenüber den Nacken nicht beugen. Und gäbe es auf Erden nur noch ein Volk, das die Achtung des Rechtes bewahrte, so müsste dieses Volk das schweizerische sein.

Was die Achtung vor dem Recht betrifft, so haben wir heute die Pflicht, sie für Belgien sprechen zu lassen. Dies haben wir zwar schon laut getan, man darf aber nicht müde werden, es zu wiederholen. Wir sind moralisch mit dem belgischen Volke solidarisch verbunden. Die Sache, die es mit soviel Opfern verteidigt, ist unsere Sache. Sie verwerfen, hiesse uns selbst verwerfen. Wir müssen alle wünschen, wir müssen alle wollen, dass das durch ungerechte Gewalt ihm zugefügte Leid wieder gut gemacht werde, dass es wiederum in Besitz seiner völligen Unabhängigkeit und seiner souveränen Rechte gelange. Sollten wir stillschweigend zugeben, dass Belgien annektiert werden oder nur in politische oder ökonomische Vasallenschaft geraten könnte, so hätten wir verdient, später selbst das gleiche Schicksal zu erdulden. Es gibt gewisse Präzedenzfälle, die man in der Welt nicht zulassen darf. Die Sache des Rechts in einem so ernsten Falle im Stiche lassen, wäre für die Schweiz ein moralischer Schiffbruch und käme sogar einem Selbstmord gleich. Wir suchen vor allem den Zusammenschluss und die Einigung aller gut gewillten Schweizer. Um den Preis der Zweideutigkeit aber und einer Verleugnung würden wir sie nicht für gut heissen.

Wir können nicht umhin, hier einige Worte über das zwischen uns aufgekommene Missverständnis zu verlieren. Wenn unsere deutschschweizerischen Kollegen der Universität Zürich die Idee eines Manifestes hatten und uns das Projekt vorgelegt haben, dabei aber Belgien nicht erwähnten, so geschah es einfach, weil sie ein anderes Thema im Sinne hatten. Der Titel des Dokumentes selbst wies darauf hin: Die Mission der schweizerischen Universitäten. Mission auf dem Gebiete des Unterrichts und nicht direkt des Protestes. Man muss zwischen der Tätigkeit des Lehrers und

der des Journalisten unterscheiden. Beide Tätigkeiten fordern eine verschiedene Methode. Vom Lehrstuhle aus kann ich über die aktuellen Ereignisse nicht in der Weise sprechen, wie ich es als Journalist tue.

Welches ist die höhere Mission des Lehrers? Den Geist der Jugend auf den Weg der Wahrheit und des Rechts zu leiten und eine Zukunft vorzubereiten, die besser sei als die Gegenwart. Unser Unterricht bindet uns nicht an das gegenwärtige. Wir müssen aus grösserer Höhe ausschauen, auf dass wir weiter sehn. Wir müssen die tiefliegenden, moralischen Ursachen erkennen, die jene schreienden Ungerechtigkeiten ermöglichten, deren Zeugen wir heute mit Entsetzen sind. Langsam und geduldig müssen wir die Rechtsidee im Geiste unserer Studenten stärken, wir müssen einen Meinungsstand begründen, der seine Verbreitung finden kann und in Zukunft dafür sorgen wird, dass die Möglichkeit von Ereignissen, die heute unser Gewissen empören, immer geringer werde.

Haben wir hierin nicht einen Boden, auf dem wir uns verständigen können? Und wäre es nicht albern, sich herumzuzanken, wenn man die gleichen Überzeugungen hat und man nur in Fragen der Methode und des Temperamentes auseinandergeht? Erlauben Sie mir, es hier herauszusagen: Wir sollten mehr gegenseitiges Vertrauen haben und uns die Aufgabe nicht dadurch erschweren, dass wir einander wer weiss was für Absichten und Kombinationen zuschreiben, die nur in vielleicht hochherzigen, aber ein wenig überhitzten Phantasien existiert haben.[1])

Ich hoffe, dieses Missverständnis hat sich heute völlig aufgeklärt, und ich erblicke mit ganz besonderem Vergnügen in diesem Saale Kollegen, welche die Gegenmanifeste unterzeichnet haben. Was mich betrifft, so hätte ich das Zürcher Manifest wie auch das Gegenmanifest von Lausanne unterzeichnen können; bei dem Neuenburger Manifest hätte ich vielleicht etwelche stilistische Vorbehalte gemacht. Verlieren wir doch mit Streit keine weitere Zeit, da ja gar kein ernsthafter Grund hierzu vorliegt. Bleiben wir einig

---

[1]) Es scheint uns, diese Broschüre zeuge genügend vom Geiste, der die erste Versammlung der Hochschulprofessoren inspiriert hat, um zu zeigen, wie ungerechtfertigt die Angriffe waren, die von einigen Publizisten in der welschen Schweiz gegen die Initianten gerichtetet wurden.

in der Arbeit, die ein jeder an seinem Posten und nach Kräften dem gemeinsamen Werke widmen möge. Und das erste Beispiel, das wir dem Volke in dieser feierlich-ernsten Stunde geben, in der seine Zukunft auf dem Spiele steht, sei das Beispiel der Einigkeit.

III.

Zweitens müssen wir mit allen Kräften gegen die Theorien Front machen, die der Demokratie entgegengesetzt sind. Früher war das unsere Rolle. Im Jahre 1848 waren wir ein Asyl für die Verbannten und ein emsiges Propaganda-Zentrum zugunsten der Völkerrechte. Gewiss waren uns damals die absolutistischen Mächte nicht gewogen. Dafür aber blieben wir unserer Mission treu, und die Blicke der Völker waren auf uns gerichtet wie auf eine Zufluchtsstätte. Heute dagegen geniessen wir nicht mehr den gleichen Ruf, denn wir haben nur einen Gedanken: unsere Einlage zu salvieren.

Es sei mir gestattet mich ganz auszusprechen. Das unheilvolle Unglück für Europa war die blutige Unterdrückung der grossen demokratischen Bewegung von 1848. Die idealistische Generation um die Mitte des letzten Jahrhunderts war besser als die unsere. Ja, wenn Deutschland uns eines Tages noch einmal Verbannte von anno achtundvierzig schickte, wir wollten sie mit offenen Armen empfangen, in Genf so gut wie in Zürich, wie wir auch damals Karl Vogt und Hugo von Senger aufgenommen haben. Wir sind jenem idealistischen Deutschland zu grossem Dank verpflichtet; und wir harren auf seine Wiedergeburt.

Ich hege die Hoffnung, es werde auf den heutigen Krieg eine europäische Volksbewegung ähnlich der aus dem Jahre 1848 folgen. Es darf nicht mehr möglich sein, dass ein Krieg, der Millionen junge Leben kostet, Europa ruiniert und unendliches Leid und Elend zur Folge haben wird, im geheimen durch einige unverantwortliche Leute beschlossen werde, die sich nach ihrem unheilvollen Tun schuldlos wie neugeborene Kinder erklären und den Völkern den schlechten Wein der offiziellen Lügen schenken, um sie dann gegen einander zu hetzen. Wenn die Völker wieder nüchtern geworden sind, so wird ihre ganze Wut, so schrecklich sie auch wäre, gerechtfertigt sein. Schon öffnen sich ihre Augen und beginnen den Weg zu sehen, auf dem man sie führt.

Hier möchte ich den Schluss eines Briefes anführen, den ein Stadtverordneter von Berlin an die „Voix de l'Humanité" (29. Mai 1915) richtete.

„Die Diplomaten werden bald wieder miteinander dinieren und schwadronieren, die Fürsten werden sich auf sämtliche Wangen küssen und sich vermählen und verschwägern, aber die Völker werden noch nach Jahrzehnten leiden und bluten.

„Deshalb müssen wir, die wir ein Menschenalter für Vernunft und Völkerfrieden kämpften, mitten im Kriege die Kulturgemeinschaft der Nationen suchen und nach dem Frieden für Garantien sorgen, dass die Völker selber mehr Einfluss gewinnen auf die Gestaltung ihres Schicksals. Für die unübertrefflichen Opfer an Gut, Gesundheit und Leben ist ein grösseres Mass von Freiheit und Daseinsglück ein nur *kleiner,* aber *selbstverständlicher Dank.*"

Herzlich ergebene Grüsse Ihr

Waldeck Manasse,
Stadtverordneter von Berlin.

Das sind Worte, die in unserem Lande Anklang finden sollten. Wir dürfen nie vergessen, dass jeglicher Triumph des Absolutismus in der Welt uns früher oder später verhängnisvoll würde und dass die Sache der unterdrückten Völker unsere Sache ist. Wir müssten uns auf alles gefasst machen, wenn eine neue heilige Allianz die alte, ausgetrocknete Mumie der Feudalität wieder zu beleben suchte und darauf ausginge, die legitimen Bestrebungen der Völker für mehr Freiheit und grössere Gerechtigkeit zu ersticken. Sollte dieser reaktionäre Geist in der Welt siegen, so würde man unser Land, das wohl zeigt, wie ein Volk geordnet und zugleich frei leben kann, wie nach 1815 als schlechtes Beispiel für die europäischen Nationen ansehen und somit wäre unsere Unabhängigkeit bedroht.

Man hat in der letzten Zeit das heilige Prinzip der monarchischen Solidarität sehr oft angerufen; das Prinzip aber, das wir zu vertreten haben, ist die Solidarität der Völker. Wenn die Völker dazu kämen, ihren Willen geltend zu machen, so könnten Kriege wie der heutige Europa nicht mehr mit Blut und Feuer schlagen. Nie haben die Völker den Krieg gewollt. Man treibt sie hinein wie in eine Falle, mit verbundenen Augen. Aber Lügen haben kurze Beine. Morgen werden sich die Augen der Völker öffnen. Dabei müssen wir helfen und arbeiten, damit in der zivilisierten Welt ein sozialer Zustand herrsche, der es unmöglich macht, dass sich das

Ungeheure wiederhole: Ein Herrscher — d. h. ein Mensch, der wie alle andern seine Willenschwächen und unbedachte Augenblicke der Leidenschaft hat — hält in seiner geschlossenen, mit Eisen bekleideten Hand den Frieden geborgen, und er braucht sie nur eines Tages zu öffnen, um eine Katastrophe heraufzubeschwören, wie sie heute unsere Augen mit Entsetzen sehen. Möge dieser Krieg, der zu gegenseitigem Verständnis und gemeinsamer Arbeit am gemeinsamen Werk geschaffene Völker aufeinanderhetzt und sie ausbluten lässt, wenigstens als Resultat den moralischen Untergang des Absolutismus haben. Wir Schweizer aber, anstatt nur an unser egoistisches Wohl zu denken, wir sollten uns aufraffen, unserer früheren Mission wieder bewusst werden und die Verteidiger der Gerechtigkeit und der Völkerrechte in der Welt sein.

IV.

Endlich müssen wir allen Lehren, die die Freiheit gefährden, entgegentreten. In dieser Frage ist es im Nationalrat zu einer akademischen Erörterung gekommen. Man hat sich gefragt, ob die persönliche Freiheit, so wie sie unsere Institutionen und die der andern Staaten in der alten und neuen Welt garantieren, romanischen oder germanischen Ursprunges sind. Ich habe anderenorts[1]) zu zeigen versucht, dass sie ihren Ursprung im religiösen Gewissen findet, das sich genötigt sah, alle Fesseln zu brechen, um seinen Glauben zu wahren. Die Freiheit ist im Schosse der calvinistischen Reform geboren, ist darauf in Schottland und England eingedrungen, wo sie den Aufstand der Puritaner bewirkte. Dann ist sie mit den Passagieren der *Mayflower* nach Amerika verbannt worden und inspirierte in den amerikanischen Staaten eine Verfassung, die das Vorbild für die französische Erklärung der Menschenrechte wurde. Dieser Werdegang lässt sich historisch nachweisen. Übrigens ist die Frage nach romanischem oder germanischem Ursprung der Freiheit sekundär; die Hauptsache für uns ist, dass sie schweizerisch sei. Für uns Welschschweizer ist sie eine Lebensfrage. Unsere Miteidgenossen begreifen dies schwer und

[1]) *Genève et la tradition de la liberté;* in *Escarmouches*, Payot & Cie. Herr Prof. Fleiner hat kürzlich dieses Thema meisterhaft in seiner Antrittsvorlesung an der juristischen Fakultät in Zürich entwickelt.

sehen uns bisweilen für Doktrinäre an. Die persönliche Freiheit ist für uns die Hauptbedingung unserer Existenz, die Luft, die unsere Lungen nötig haben. Die erste Aufgabe des Staates ist, sie uns zu garantieren, und unsere erste Pflicht ist, sich dem Staate zu widersetzen, wenn er sie über das Notwendige einschränkt.

Zwei politische Auffassungen stehen sich gegenüber. Einerseits die freie Solidarität. Sie entwickelt sich vor allem in angelsächsischen Landen, mit denen wir spezielle Berührungspunkte haben. Andererseits die Allmacht des Staates, der, um das Maximum an Kraftleistung zu erreichen, schliesslich eine Art von menschlichem Maschinismus schafft. Das Individuum ist dabei nur noch das wohlgeformte Rad, das genau die Funktion ausführt, die ihm zugeteilt ist. In Frankreich hatte von Ludwig XIV zu Napoleon I eine lange Arbeit bis zur Vervollkommnung eines Mechanismus geführt, der jeden individuellen oder kollektiven Widerstand zu brechen geeignet war. So wurden alle sekundären Lebenszentren, wie z. B. die Provinzen, Körperschaften, Stiftungen, freien Gewerkschaften, allmählich vom Staat aufgesaugt und zu Staub zerrieben. Und somit blieb nichts übrig, als der allmächtige Staat, der wie eine gut geölte Maschine funktioniert und die Individuen zu Menschenstaub zermalmt.

In Deutschland haben wir eine sehr ähnliche, nur bedeutend schnellere und methodischere Entwicklung erlebt. Überall gelangt das Prinzip des Imperialismus zu denselben Resultaten. Überall lässt er die Befugnisse des Staates ins Ungemessene wachsen und knechtet das Individuum, das nicht mehr den Menschen, sondern die Funktion vorstellt. Man bearbeitet das Individuum schon als Kind, schickt es nacheinander durch verschiedene erzieherische Walzwerke, der Militärdienst und die Hochschule krönen die Arbeit, nnd die menschliche Substanz geht daraus als gekneteter und weicher Teig hervor, den man nach Wunsch biegt und rollt. Mit der ähnlichen Prozedur kann man aus den Tannen des Waldes Papier kneten. Der Triumph des Systems ist die Einstimmigkeit der Meinungen. Daran hat in Frankreich die Regierung rastlos gearbeitet. Hierzu hatte Napoleon sein Meisterwerk, die französische Universität als Kaserne der Intelligenzen, begründet. Und er fasste sein vorgestecktes Ideal in folgenden Worten zusammen: „Über die

öffentlichen Angelegenheiten, die meine Angelegenheiten sind, in politischen, sozialen und moralischen Fragen, über die Geschichte, speziell über die zeitgenössische Geschichte, wird niemand ausser mir denken, und in der folgenden Generation wird jeder nach mir denken."[1])

Ist in Deutschland nicht eine ähnliche Arbeit getan worden? Hat man dort nicht auch durch den geistigen Drill eine derartige Einstimmigkeit der Meinung erreicht, dass das Individuum heute nicht mehr zu existieren scheint, dass es vielmehr auf sein persönliches Urteil und seine Kritik völlig verzichtet hat und dass bis auf ein paar seltene Ausnahmen alle die geistigen Mechanismen der 68 Millionen Untertanen des Reiches gleich laufen, wie elektrische Uhren, die sämtliche mittelst Drähten vom Berliner Observatorium aus in Betrieb gehalten würden. Der mächtige Mechanismus der Fürsten der Wissenschaft funktioniert genau wie derjenige der preussischen Unteroffiziere. Und das Manifest der 93, das die Negation selbst des kritischen Geistes ist, liefert hiezu ein für immer denkwürdiges Beispiel.

Dass diese Einstimmigkeit eine ungeheuere Kraftleistung und Grösse hervorbringt, leugne ich nicht. Trotzdem aber möge Gott verhüten, dass wir in unserm kleinen Land eine solche Einstimmigkeit der Meinungen mit solchem Mittel zahlen! Streiten wir uns lieber nach Lust herum, da es ja einmal alte und schlechte Gewohnheit der Eidgenossen ist, und reichen wir uns nach dem Streit die Hände und essen wir miteinander die Milchsuppe von Kappel.

Ich versichere Sie, dass wir Welschschweizer uns im gegenwärtigen Konflikt nicht durch unseren Rasseninstinkt leiten lassen. Wir standen in Genf zu Anfang des siebziger Krieges auf Deutschlands Seite gegen Frankreich, weil Frankreich noch damals in seiner erobernden und machtpolitischen Phase war, so dass wir dort eine Gefahr für unsere Unabhängigkeit[2]) sahen. Wenn Frankreich sie wider Erwarten von neuem bedrohen sollte, so würden wir den jahrhundertalten Kampf wieder aufnehmen, um in allen Gebieten wie früher schon unsere Unabhängigkeit zu wahren. Heute aber scheint uns von anderer Seite Gefahr zu drohen. Was wir befürchten, ist,

[1]) Von Taine zitiert. Origines de la France contemporaine. Bd. XV, p. 286.

[2]) Ich habe diesen Standpunkt in meiner Rede, die ich in Basel auf die Einladung der Helvetischen Gesellschaft hin hielt, näher ausgeführt: Die gegenwärtigen Ereignisse und der welsch-schweizerische Standpunkt. (Zürich, Rascher & Co.)

dass ein Land, welches es auch sei, Alleinherrscher in Europa werde; und hat dieses Land absolutistische Bestrebungen, so fürchten wir es doppelt. Die Gefahr für uns ist der Imperialismus in allen seinen Formen; wir wünschen deshalb, dass nach diesem Kriege kein Volk über das andere herrsche, da eben die Schweiz als freier Staat nur in einem freien Europa leben kann.

Opfer werden nötig sein, unsere Freiheit zu wahren. Wenn wir die Theorien der Realpolitik annehmen, wenn wir den Staat als ein Geschäftshaus ansehen, dessen Bilanz günstig genug sein muss, um jedem Mitbeteiligten einen möglichst grossen Anteil an Wohlergehn zu sichern, so ist es aus mit unserer Freiheit. Von diesem Standpunkt aus hat ein kleiner Staat wie der unsere keinen Sinn, denn seine Ausbeute ist nicht vorteilhaft genug. Die alten Schweizer Herbergen tragen wenig ein; ernsthafte Gewinne werfen nur noch die „Palaces" ab, wenn die Geschäfte laufen. Vom geschäftlichen Standpunkte aus täten wir besser daran, uns an einen grösseren Staat anzugliedern; die allgemeinen Kosten wären für uns geringer und der Absatz grösser.

Leider gibt es Realpolitiker, die dieser Ansicht sind; es gibt auch solche, die sich nicht scheuen, es in der Intimität auszusprechen. Gegen diesen Geist müssen wir auftreten. Die Basis unserer Unhängigkeit kann nur idealer Natur sein. Jeder von uns muss bereit sein, höheren Gütern einen Teil seiner Bequemlichkeit zu opfern. Um frei zu leben, muss man auch gelegentlich arm leben können. Besser ist es noch der Wolf sein, der, wenn auch manchmal mit leerem Magen, so doch frei in Berg und Tal herumschweift, als der dicke, feiste Hofhund, der am Halse die Spuren seiner Kette trägt. Die Freiheit kann durch eine unaufhörliche Willensanstrengung nur dann aufrecht erhalten werden, wenn der Mensch etwas in sich fühlt, das über ihn hinausgeht, und wofür er stets bereit ist, im Notfalle sich selbst aufzuopfern. In diesem idealen Sinne müssen wir unsern Unterricht gestalten. Unsere Universitäten sollen nicht nur Diplom-Fabriken sein. Sie müssen der Jugend ein Ideal zu bieten haben. Sie müssen sie lehren, diesem Ideal zu dienen.

Der Zweck meiner Rede war, Ihnen zu sagen, gegen welche Lehren und Tendenzen wir zur Erhaltung unserer geistigen und moralischen Unabhängigkeit zu kämpfen haben. Einige meiner

Kollegen werden sich sogleich über den positiven Teil unserer Aufgabe aussprechen, über das, was wir bis jetzt getan und das, was in den verschiedenen Gebieten noch zu tun ist, um uns treu zu bleiben und das zu bewahren, was Sie mit dem guten Worte, das dem Französischen leider fehlt, Ihre „Eigenart" nennen.

Eine Eigenart gibt es, an der wir ganz besonders festhalten müssen. Dieser Krieg, der uns verschont, während er alle Völker in den Brand gestossen hat, räumt uns, selbst geistig, eine bevorzugte Stellung ein. Wir könnten und sollten die Integrität unseres kritischen Denkens wahren. Und wenn wir es täten und wir uns besser gegen die blinden Vorurteile, die uns die Nachbarn aufzwingen, wehrten, würden wir bald eine bedeutende moralische Autorität erlangen. Wir wären dann das kleine Land, wo die Wahrheit um ihrer selbst willen gesucht wird und nicht, damit der Hochmut einer Nation und einer Rasse befriedigt werde; wir wären das kleine Land, wo die offizielle Lüge, woher sie auch komme, kein Gehör findet, wo man alle Verleumdungen nach Gebühr behandelt und das Genie aller benachbarten Nationen versteht.

Haben wir bisher diese wunderbare Rolle zu spielen gewusst? Der geistige Zustand Europas ist zurzeit erschreckend. Es scheint mir, als wären die letzten Strahlen menschlicher Vernunft erloschen. Es scheint nirgends mehr ein Kopf zu freiem Denken fähig. Heute werden die Worte Pascals volle Wahrheit:

„Vérité en deçà des Pyrénées, erreur au delà."

Tatsächlich existiert die persönlich-freie Vernunft nicht mehr; sie wird durch die Umgebung aufgesaugt und verschlungen. Und man sieht vernünftige Männer von einem Milieu ins andere gehen und danach sofort auch ihre Meinung ändern. Leider! So sind wir aber!

Ich betaste mich mitunter selbst und zweifle an meiner eigenen Person. Dabei sage ich mir: Wenn der Zufall meiner Karriere mich nun nach Berlin oder Paris geführt hätte, so wäre ich ein anderer Mensch, meine Gedankenmaschine würde anders funktionieren, und Wahrheit wäre, was für mich Lüge ist, und Lüge würde, was mir jetzt Wahrheit ist. Aber ich lebe in der Schweiz. Ich habe die Pflicht und das Recht, meine innere Unabhängigkeit zu wahren, und muss mich zum mindesten bestreben, Mensch zu sein und nicht

ein Registrator. Dahin geht die Anstrengung, die ungeheure Anstrengung, die wir zu machen haben und zu der wir die Jugend bringen müssen. Dieser Krieg wird nicht nur ein schweres Leid und viele Trümmer zurücklassen, sondern auch an Lügen, Vorurteilen und Hass ein schweres Erbe, das von Generation zu Generation weitergehen wird. Was können wir nun tun, um diesem Unheil zu steuern? Heute glaube ich, dass die Annäherung der gutgewillten Männer aus kriegführenden Staaten und eine direkte Arbeit in diesem Sinne noch auf lange Zeit ein Ding der Unmöglichkeit bleiben wird. Später wird es vielleicht soweit kommen. Man muss abwarten. Das einzige, was wir in dieser Stunde tun können, ist, soweit als möglich unser eigenes geistiges Gleichgewicht bewahren, unsere Vernunft und unser kritisches Vermögen über unsere instinktiven Leidenschaften herrschen lassen, um uns auf die Aufgabe vorzubereiten, die wir später zu erfüllen haben werden.

Haben wir es bisher zu tun verstanden? Haben wir uns nicht in entgegengesetztem Sinne durch die grossen Strömungen, die von jenseits der Grenze kamen, mitreissen lassen? Hiermit stehn wir am Rand des berühmten Grabens, von dem man soviel gesprochen hat, und wir können nicht mit beiden Füssen zugleich darüber springen. Ich aber, der ich ununterbrochen zwischen Zürich und Genf hin und her reise, will Ihnen sagen, wie ich darüber denke. Gewiss, ich will unsere Uneinigkeiten nicht leugnen; sie lassen sich zu deutlich erkennen. Aber sie sind weniger tiefgehend, als man glaubt. Es gibt eine Handvoll Männer, die drauflos reden und gelegentlich viel dummes Zeug schwatzen. Man hört nur sie und glaubt Gesinnungsvertreter ihres Volkes zu hören. Sie verraten aber vielmehr dasselbe. In unserem Lande, wie auch anderswo, bedeutet dieser Krieg, das sollten wir einsehen, der Schiffbruch der Intellektuellen. Und da diese Intellektuellen ihre Erziehung auf unsern Hochschulen abgeschlossen haben, so beweist es doch wohl, dass unser Unterricht reformbedürftig ist. Auf die Motion Wettstein im Nationalrat hin beschäftigt man sich in der deutschen Schweiz sehr viel mit einer Reform des Primar- und Sekundar-Unterrichts. Unsere Herren Kollegen Grossmann, Falke, Theodor Vetter, de Montenach u. a. m., haben in dieser Frage Vorzügliches gesagt. Wir müssen nun untersuchen, ob diese Reformen nicht auf die Universität ausgedehnt

werden müssen und ob nicht irgend etwas am Geiste unseres Unterrichtes zu ändern wäre.

Unser Volk ist mehr wert als die, die Anspruch darauf machen, seine geistigen Führer zu sein. Ich habe ein absolutes Vertrauen zum Schweizervolk, zu seinem starken gesunden Menschenverstand, zur unerschütterlichen Kraft seines nationalen Gefühls, zur eifersüchtigen Unabhängigkeitsliebe und zu seinem einträchtigen Sinn. Bittre Worte werden in den Zeitungen oder von den Rednerbühnen aus gegeneinander geschleudert. Wo aber brave Leute aus der deutschen und der welschen Schweiz zusammenkommen, reichen sie einander die Hand, ohne durch irgendwelchen Graben gestört zu werden.

Was uns Intellektuelle und Akademiker betrifft, so scheint mir unsere Aufgabe klar zu sein: Unser Volk ist durchaus gesund, wir dürfen es nicht verderben. Hätten wir diesen festen Felsen nicht, auf dem wir getrost aufbauen können, so wären unsere Anstrengungen umsonst; wir könnten dann nur künstlich vergängliche Türme bauen, die der erste Gewitterwind umreissen würde. Unsere Aufgabe ist somit, die getreuen Vertreter des Gewissens unseres Volks, seiner Geschichte, seiner Traditionen, seiner starken moralischen Kraft und seines Genies zu sein, das ihm eigen ist. Wir haben den Vorteil, dies tun zu können, ohne in einen engherzigen Nationalismus zu geraten, da in unserm Land mehrere Kulturen zusammenströmen und es „ein kleines versöhntes Europa" ist, wie man sich ausgedrückt hat. Wachen wir darüber, dass die Streitigkeiten des grossen Europas unser Miniatur-Europa nicht auseinanderreissen. Und wir, die einzigen vielleicht, die keine erobernden Ambitionen haben, lasst uns in unserem Bestreben nach Höherem zielen und auf dem Berge das heilige Feuer der Wahrheit zünden und unterhalten, auf dass, wenn die Schatten auf dieser Welt düsterer werden, wenigstens ein leuchtender Punkt den Völkern erhalten bleibe, wohin sie in der Not ihre Blicke wenden können.

Unsere Unabhängigkeit und die Aufgaben unserer rechts- und staatswirtschaftlichen Fakultäten[1)]

Von PROF. DR. E. ZÜRCHER, Zürich

Mag man darüber streiten, ob den durch alte Bünde und in der Neuzeit durch einen Bundesstaat vereinigten Völkerschaften in den Tälern der Hochalpen und des Jura und am Fusse dieser Gebirgszüge die Bezeichnung einer Nation zukomme. Man mag sich fragen, ob die unzweifelhaft vorhandenen Eigenarten in der Lebenshaltung, in der Denkweise und dem Fühlen dieser Völkerschaften trotz der Sprachverschiedenheit so viele gemeinsame, von der Umgebung uns trennende Züge aufweisen, dass sich daraus eine schweizerische Literatur und eine schweizerische Kunst entwickeln konnte oder in der Zukunft zur Entwicklung gebracht werden könnte. Eines ist sicher, dass wir ein einheitliches Staatswesen bilden, das von einer Auffassung der Staatsidee geformt und getragen ist, die sich scharf abhebt von den Staatsauffassungen aller uns umgebenden Mächte, selbst von der der Nachbarrepublik. Und da diese Ideen unser ganzes staatliches Leben durchdringen, auch in den kleinern, sekundären Organisationen der Kantone und der Gemeinden, so haben wir vor uns ein gemeineidgenössisches, ein nationales Denken und Fühlen, das unsere Unabhängigkeit ausmacht, wie die politische und geistige Unabhängigkeit die Voraussetzung der Erhaltung und Pflege dieser Gemeinsamkeit der Geistesrichtung bildet. Sie kommt praktisch zum Ausdruck nicht nur in unserm Staatsrecht, sondern auch in der Rechtsordnung der Beziehungen der einzelnen zueinander.

Dazu ein zweites Moment der Einheit und Unabhängigkeit: Das wirtschaftliche Leben. Die Bundesverfassung von 1848 hat

---

[1)] Im wesentlichen ein Votum, abgegeben in der Versammlung schweizer. Hochschullehrer in Bern, 14. November 1915. Vgl. Heft 6 und 8 des IX. Jahrganges von *Wissen und Leben.*

die kantonalen Schranken des Verkehrs bis auf weniges beseitigt, die letzte Schranke ist mit dem kantonalen Ohmgeld 1890 gefallen, unser Land ist zum einheitlichen Wirtschaftsgebiet geworden. Und weniger, als wir selber, hat das Ausland dafür gesorgt, dass die Schranken zwischen ihm und uns immer höher und dichter geworden sind. Mehr als je ist uns in diesen Zeiten vor Augen geführt worden, wie eng unsere Interessengemeinschaft ist. Unsere Unabhängigkeit hängt davon ab, dass es uns gelinge, Breschen in die Umzäunung zu legen und im übrigen unser eigenes Wirtschaftssystem auszubauen.

Die staats- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten, die die wissenschaftliche Erforschung aller dieser Gebiete und die Vorbereitung der Lösung dieser Probleme in ihrer Aufgabe haben, müssen naturgemäss in den ersten Reihen der Kämpfer für die Unabhängigkeit stehen.

Schon die Gründung schweizerischer Universitäten mit rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten, an die sich privatwirtschaftliche Abteilungen angegliedert haben, war ein Akt der Emanzipation unseres Geisteslebens vom Ausland, ihr Bestehen ein Moment der Unabhängigkeit. Bis zum Jahre 1830 war Basel die einzige schweizerische Universität, mit besonderer Pflege der evangelisch-reformierten Theologie. Gewiss haben sich da und dort schüchterne Aufbauten auf Mittelschulen vorgefunden, insbesondere auch Rechtsschulen. In der romanischen Schweiz hatten sie sich sogar zu Akademien erweitert. Aber sein eigentliches Universitätsstudium machte der junge Mann doch im Ausland. Und nun ist es gar nicht gleichgültig, in welchem Milieu er gerade diese Jahre der Ausreifung seines Gefühlslebens und der Ausbildung seines Charakters zubringe. Man wird es daher auch verstehen, dass im letzten Jahrhundert eine eidgenössische Hochschule als Brennpunkt geistigen Lebens und Strebens die grosse Sehnsucht der Patrioten gewesen. Wie die Dinge heute liegen, da in zahlreichen Schweizerstädten Universitäten bestehen und auf keine derselben verzichtet werden möchte, müssen wir unsere Wünsche und Bestrebungen vereinigen auf die Errichtung einer schweizerischen Rechtsschule, mit Anschluss an andere Fakultäten, in unserem italienischen Sprachgebiete.

Freilich sollen auch die Lehrer an den schweizerischen Hochschulen Schweizer sein. Nicht ausschliesslich; wir verdanken der Mitarbeit unserer ausländischen Kollegen so viel Gutes und Schönes, dass es ebenso undankbar als töricht wäre, auf diese Mitarbeit zu verzichten. Aber recht lange wurden z. B. die Hochschulen der deutschen Schweiz lediglich als auswärtige Hochburgen deutscher Wissenschaft betrachtet. Lange wurden an unseren rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten von fast ausschliesslich deutschen Lehrern zwar unsere Rechtsaltertümer als Denkmäler urdeutschen Geistes, der aus Deutschland selber durch die Rezeption des römischen Rechtes grösstenteils vertrieben worden, mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, aber auf die schweizerischen Bedürfnisse der Gegenwart wenig Rücksicht genommen und die Bearbeitung des geltenden schweizerischen Rechtes einigen Praktikern überlassen, denen das Privatdozententum Nebenbeschäftigung war. So lange aber konnten unsere Fakultäten nicht als Träger schweizerischen Eigenlebens gelten und wirken.

Seither hat sich auch unsere Fakultät in hohem Grade nationalisiert. Während an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät Zürich 1833—1885 als Professoren 12 Schweizer und 20 Ausländer wirkten, sind es im jetzigen Wintersemester (1915/16) 9 Schweizer und 3 Ausländer. Und dafür, dass dieses Verhältnis auch in der Zukunft sich einigermassen wird festhalten lassen, bietet einige Gewähr, dass von den Privatdozenten 6 Inländer sind und einer Ausländer ist. Dem Inländer bieten sich ja mannigfaltige Möglichkeiten in der Praxis zu wirken, was ihm einerseits sein Auskommen sichert, anderseits als glückliche Ergänzung der theoretischen Vorbereitung auf das Lehramt zu betrachten ist.

Die Nationalisierung des Unterrichtes entspricht in unserer Fakultät nicht allein den allgemeinen und idealen Gesichtspunkten, die bereits von den frühern Votanten so schön dargelegt worden sind, sondern auch ganz realen Bedürfnissen. Wir haben die Richter und Anwälte, die Verwaltungsbeamten und unsere Offiziere in den wirtschaftlichen Kämpfen mit dem Auslande heranzubilden. Gewiss gehört dazu ein gegebenes Mass von formaler Bildung, die auch an einem der Geschichte angehörenden Stoffe (wie das römische Recht) oder einem fremdländischen (wie das

deutsche Recht) sehr wohl gezeigt und erworben werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte könnte ganz wohl unsere studierende Jugend im Auslande ihre Bildung holen, wobei sie den Vorteil hätte, aus der Enge der heimatlichen Verhältnisse in solche mit weiten Horizonten herauszutreten; oder wir könnten den Unterricht an unsern Hochschulen ohne Bedenken ganz den tüchtigsten Kräften des Auslandes, die wir heranzuziehen vermöchten, überlassen. Aber an den Universitäten des Auslandes wird das dortige nationale Recht eben nicht als rein formaler Bildungsstoff behandelt, sondern ganz vorzugsweise im Sinne der praktischen Handhabung, als Einführung ins praktische Leben und in die Bedürfnisse des Berufs. Auch unser Recht verlangt eine solche Bearbeitung, auch wir dürfen nicht alles der Routine und der Aneignung des Inhaltes der Präjudizien überlassen, wenn wir unsere staatliche Entwicklung und unsere Beamten und Anwälte vom Auslande unabhängig erhalten wollen. Insbesondere bedarf die volkswirtschaftliche und privatwirtschaftliche Richtung, die in Zürich der juristischen, anderwärts der philosophischen Fakultät angegliedert ist, durchaus der Versenkung in das eigene Wirtschaftsleben, wenn anders wir mit dem ganzen Staat und Volke in Berührung bleiben, ihm dienen wollen. Von dieser Zweckrichtung vermag aber gewiss nur das Kind des Landes sich gänzlich zu erfüllen und zu begeistern. Das schliesst nicht aus, dass wir dankbar die Mitarbeit ausländischer Kollegen anerkennen, die uns die internationalen Zusammenhänge der Lehre und des Lebens vermitteln.

Unsere Hochschulen wollen aber nicht nur Lehranstalten sein, sondern auch Werkstätten zur Förderung der Wissenschaft. Diesem Zwecke dienen wir am besten, wenn wir ihr aus unsern Verhältnissen neue Stoffe zuführen und den uns von aussen gebotenen Stoff vergleichend und kritisch aufnehmen. Dadurch leiten wir unsere Schüler zum höchsten, zum selbständigen Denken, an. Aber die blosse Kritik mach skeptisch, es muss hinzukommen der Wille zur Tat, der sich ergibt aus kräftiger Gefühlsbetonung, der Hingabe an das gemeinsame Vaterland.

In der gemeinsamen Arbeit liegt das wirksamste und nützlichste Mittel, ein Stück geistiger Unabhängigkeit von unerwünschten äussern Einflüssen zu gewinnen.

Diese Arbeit wird hauptsächlich bestehen in der wissenschaftlichen Vorbereitung der Gesetzgebung, in der Mitarbeit an ihrer Ausarbeitung, in der theoretischen Durcharbeitung des Geschaffenen und der Aufdeckung der Wege zu seiner Weiterbildung. Das schweizerische Zivilgesetzbuch, ein überall als vorbildlich anerkanntes Werk, hat unsere Selbständigkeit mächtig gefördert; es hat zu seinem Urheber einen der Unsrigen, es ist vorbereitet worden durch die treue Mitarbeit von Mitgliedern aller unserer rechtswissenschaftlichen Fakultäten, und es ist eine Freude, zu sehen, wie durch die Arbeiten der Lehrer und der Studierenden die wissenschaftliche und praktische Durcharbeitung des neuen Rechtsstoffes gefördert wird. Unsere Hochschulen sollen auch weiter sich zu solcher gemeinsamen Arbeit zusammentun. Eine nächste Aufgabe wird sein, die Schaffung eines schweizerischen Strafgesetzbuches. Zahlreich sind die Vorarbeiten, welche Lehrer und Studierende dazu geliefert; mögen sie sich weiter an dessen Vollendung und Anwendung beteiligen. Indem wir so uns zusammenschliessen, Schweizer romanischer und deutscher Zunge, und in sturmbewegter Zeit Werke des Friedens errichten, die verschiedenen Volksstämmen gemeinsame Kulturwerte in sich aufgenommen haben, werden wir auch am besten unserer internationalen Mission gerecht.

Der Professorenaustausch mit dem Auslande und die intellektuelle Unabhängigkeit der Schweiz

PROF. DR. F. DE QUERVAIN, Basel

In dem gegenwärtigen Weltkriege haben wir Schweizer zwar bis jetzt unsere politische Unabhängigkeit, die Grundlage unserer Existenz seit sechs Jahrhunderten, gewahrt. Es ist uns aber um so eindrücklicher zum Bewusstsein gekommen, wie sehr wir uns wirtschaftlich und intellektuell vom Auslande haben abhängig werden lassen.

Nichts gibt uns einen bessern Beweis für unsere *intellektuelle* Abhängigkeit, als ein Blick auf die Besetzung unserer akademischen Lehrstühle. Gestatten Sie mir, dass ich, der Aufforderung Ihres Ausschusses folgend, dieser Frage einige Worte widme. In einem kurzen Diskussionsvotum lässt sich freilich ein so wichtiger Gegenstand nicht erschöpfend besprechen. Was ich bringe, das kann deshalb nicht mehr sein, als die kurze Zusammenfassung einiger leitender Gedanken, die auch da zum Nachdenken anregen möchten, wo sie Widerspruch hervorrufen.

Ich beginne mit einigen *Zahlen*, die ich grossenteils der Arbeit von Prof. Rappard[1]) in Genf entnehme, einer Arbeit, die dem Problem nach seinen wichtigsten Seiten hin in vorzüglicher Weise gerecht geworden ist, und deren Schlussfolgerungen ich in allen wesentlichen Punkten zu den meinigen mache.

Der Lehrkörper an den schweizerischen Universitäten setzte sich im Jahre 1914 folgendermassen zusammen:

Professoren (ordentliche und ausserordentliche):

	Schweizer	*Ausländer*
In den 3 französisch sprechenden Universitäten	85%	15%
In den 3 deutsch sprechenden Universitäten	74%	26%

[1]) Vgl. Rappard, La nationalité des maîtres dans l'enseignement universitaire en Suisse, in „Wissen und Leben" 1915, Nr. 17.

	Schweizer	*Ausländer*
In allen schweizerischen Universitäten (Freiburg und Polytechnikum Zürich eingerechnet)	73%	27%
Privatdozenten:		
In den 3 französisch sprechenden Universitäten	75%	25%
In den 3 deutsch sprechenden Universitäten	84%	16%

Auf die *Professoren allein berechnet* finden sich Ausländer:

In Basel	33%
„ Zürich	24%
„ Bern	21%
„ Lausanne	17%
„ Neuenburg	13%
„ Genf	13%

Von den 27% Ausländern unter den *Professoren* sind:

Deutsche	60%
Franzosen	14%
Übrige Fremde	26%

Noch auffallender wird die Beteiligung der Ausländer, wenn man nur die *Ordinariate* berücksichtigt und von den nicht mehr in Funktion stehenden Professoren absieht. Die meisten Fremden werden nämlich als *ordentliche* Professoren berufen, so dass ihre grösste Zahl in dieser Stellung zu finden ist. Als Beispiel sei *Basel* erwähnt, wo im Sommer 1914, also vor dem Kriege, auf 50 im Amte stehende Ordinarii 22 Nichtschweizer kamen, also 44% (20 Reichsdeutsche, 1 Amerikaner, 1 Italiener). Der Prozentsatz der Nichtschweizer ist hier also um einen Drittel grösser, wenn nur die Ordinariate berücksichtigt werden. In der juristischen Fakultät waren damals von 5 in Funktion stehenden Ordinarii 4 Reichsdeutsche.[1])

[1]) Zur richtigen Würdigung der Tatsachen sei beigefügt, dass es in Basel in der theologischen und juristischen Fakultät nicht Ordinariate „im Nebenamt" gibt, sondern dass sich die Inhaber der betreffenden Lehraufträge voll ihrem Lehrberuf widmen müssen. Die Besetzung der betreffenden Lehrstühle wird hierdurch nicht wenig erschwert, und die Berufung von Ausländern öfter zur Notwendigkeit.

Die Gründe für diese weitgehende Herbeiziehung von Landesfremden sind kurz gefasst folgende:

1. *Die grosse Zahl von Universitäten an sich.* Wir besitzen in der Schweiz, auf die Bevölkerungszahl gerechnet, wenn wir nur die vollständigen Universitäten berücksichtigen, etwa 4½mal mehr, und wenn wir auch die unvollständigen Universitäten Neuenburg und Freiburg herbeiziehen, gegen 6mal mehr Hochschulen als das deutsche Reich. Der Bedarf an Universitätslehrern ist also bei uns ein unverhältnismässig grosser, und es ist selbstverständlich, dass sich dann und wann, ja öfter, die gesuchte Lehrkraft nicht vorfindet, und sich auch dann nicht vorfände, wenn der Schweizer durchschnittlich mit demselben Eifer den akademischen Lehrberuf ergriffe, wie dies der Deutsche tut.

2. *Die trotz der grossen Universitätenzahl bei der Zweisprachigkeit des Landes relativ geringen Aussichten für den Einzelnen.* Wer nicht die beiden Hauptlandessprachen beherrscht, der hat in der Tat nur in je drei, höchstens vier Universitäten Aussicht, eine Stellung zu finden, während dem angehenden reichsdeutschen Universitätslehrer 22 einheimische Universitäten offenstehen, von Österreich und der Schweiz noch ganz abgesehen. Die Aussichten für einen Deutschschweizer, ins übrige deutsche Sprachgebiet berufen zu werden, sind obwohl vorhanden, doch nicht derart, dass sie an sich einen allgemein genügenden Stimulus abgeben würden, und für den romanischen Schweizer gibt es entsprechende Aussichten nach dem französischen Sprachgebiete hin überhaupt nicht.

3. *Die materiell verhältnismässig ungünstige Lage des akademischen Lehrers in der Schweiz infolge Bescheidenheit der Pensionierung und der Fürsorge für Witwen und Waisen.* Wenngleich sich die materiellen Verhältnisse in Beziehung auf Besoldung, Pensionierung und Witwen- und Waisenfürsorge an einzelnen Universitäten ganz wesentlich gebessert haben, so sind sie doch noch nicht derart, dass unsere akademischen Stellen mit denjenigen des Auslandes in Konkurrenz treten könnten. Dies erklärt es, weshalb bei uns so oft tüchtige Leute, welche vorzügliche akademische Lehrer abgeben würden, eine Lebensaufgabe vorziehen, in der sie schon unmittelbar ein besseres Fortkommen

finden und auch für ihren Lebensabend besser vorsorgen können als in der akademischen Laufbahn. Eine Stellung, die einem Ausländer genügen kann, weil er sie als Sprungbrett betrachtet, kann für den Schweizer unzulänglich sein, weil sie für ihn eine Lebensstellung bedeutet.

4. *Die vielfach ungenügende Berücksichtigung des Lehrberufes im ganzen Studiengange und bisweilen auch der Mangel an Anregung und Unterstützung von seiten der im Amte stehenden akademischen Lehrer.* Es wird dem Schweizer, wenn er mit einem Ausländer im Wettbewerb steht, nicht selten vorgeworfen, dass er seine eigene Sprache nicht genügend beherrsche, und dass er nicht genügend „Lehrer" sei. An der Berechtigung dieses Vorwurfes kann gelegentlich nicht gezweifelt werden. Eine Ursache liegt, für den Deutschschweizer wenigstens, in der Alleinherrschaft des Dialektes im täglichen Leben,[1]) und wohl für alle in der ungenügenden Pflege, welche die Vorbereitung zum Lehrberufe im Unterrichte der Mittelschule und der Hochschule findet. Von dem Lehrer an Primar- und Mittelschule verlangt man, dass er die „Kunst des Lehrens" erlerne. Beim angehenden Hochschullehrer dagegen kümmert man sich darum gar nicht, als ob dieser von Natur ein geborener Lehrer sei. Was die meisten unserer höhern Lehrinstitute vermitteln, das führt wohl zum Privatgelehrten, nicht aber zum akademischen Lehrer. Die Übung, die der junge Mann etwa als Privatdozent sich aneignen kann, entbehrt des Systems und gibt der *Form* seiner Lehrtätigkeit rein autodidaktischen Charakter. Natürliches Lehrtalent und das Beispiel guter Lehrer ersetzen einigermassen systematisches Studium der Didaktik. Wo das eine und das andere fehlt, da müssen Lehrer und Schüler büssen.

Dazu kommt, dass der Ausländer vielfach kein Interesse daran hat, bei uns Schule zu machen, akademischen Nachwuchs heranzuziehen und es bei seinem oft kurzen Verweilen in der Schweiz auch gar nicht kann. Ich möchte allerdings diesen Faktor nicht allzu hoch einschätzen, da es nicht nur viele sehr rühmliche Ausnahmen von dieser Regel gibt, sondern da auch einheimische Lehrer sehr oft nicht getan haben, was sie hätten tun sollen, um der jüngeren Generation die akademische Laufbahn zu erleichtern.

[1]) so wertvoll dieselbe auch als Schutzmittel für unsere Unabhängigkeit ist.

Es ist ja sogar, und nicht mit Unrecht, geltend gemacht worden, dass gerade der einheimische, in der Schweiz bleibende Lehrer eine grössere Scheu vor Nachwuchs habe — vor der „Schlange am Busen", wie mein geistreicher Vorgänger Socin sich ausdrückte — als der Fremde, der darauf zählt, nicht bei uns zu bleiben.

Dass das Heranziehen akademischen Nachwuchses ein sehr heikles Problem ist, das weiss ich freilich wohl. Wer einen jungen Mann in die akademische Laufbahn einführt, der nimmt dadurch eine doppelte Verantwortlichkeit — dem Betreffenden und der Gesamtheit gegenüber — auf sich, erweckt Hoffnungen für deren Erfüllung er nicht einstehen kann, und hilft damit vielleicht, die Zahl der Unbefriedigten und Unzufriedenen zu vergrössern.

5. Zum Schlusse dieser Aufzählung kann ich nicht umhin, gewisser *Imponderabilien* zu gedenken, welche Rappard, allzu optimistisch, in seiner Arbeit übergangen hat. Es sind dies die kleinen Rivalitäten zwischen Kanton und Kanton, Schule und Schule, Richtung und Richtung, Partei und Partei, jene Rivalitäten, bei denen wir uns fragen müssen, ob nicht bisweilen der Ausländer die Rolle des Tertius gaudens gespielt hat. Wer die Schweizergeschichte kennt und auch unser Universitätswesen in seiner Entwicklung verfolgt hat, dem kann es nicht zweifelhaft sein, dass da und dort derartige Überlegungen und Motive, mögen sie auch vielleicht bloss im Unterbewusstsein geblieben sein, doch den Ausschlag zur Berufung von Ausländern gegeben haben. Dazu gehört, dass wir beim Schweizerkandidaten auch seine schwachen Seiten kennen — und in Rechnung ziehen —, beim Ausländer meist nur die Bücher, die er geschrieben hat. Ich weiss, dass eine solche Kritik früher in viel höherm Grade berechtigt war als jetzt, und dass mancherorts schon vor dem Kriege ein mehr schweizerischer Zug in die Ernennungen gekommen ist. Gerade der Krieg hat es aber mit sich gebracht, dass die Fühlung unter den schweizerischen Universitäten eine noch bessere geworden ist, und dass die angedeuteten Imponderabilien immer mehr zurücktreten. Hoffen wir, dass diese glückliche Kriegsfolge eine bleibende sein werde.

Wenn wir in dem eben Gesagten die Tatsache der akademischen „Überfremdung" festgestellt haben und ihren Gründen

nachgegangen sind, so soll uns das immerhin nicht undankbar machen gegen das vom Ausland empfangene.

Dass die Berufung von Ausländern an unsere Lehrstühle uns auf allen Gebieten unseres Geisteslebens reichen Gewinn gebracht hat, darin sind wir vielmehr einig. Zeuge dafür ist die grosse Reihe von Namen von nichtschweizerischen Lehrern, auf die auch wir stolz sind, von Männern, die, sei es in kürzerem Verweilen, sei es in einer ganzen Lebensarbeit, unserem Lande ihr Bestes gegeben haben, wie einer unter ihnen bei einem Universitätsfeste mit vollem Rechte gesagt hat. Es ist dies nicht nur ein *Gewinn*, den wir als solchen dankbar anerkennen wollen, sondern die Mitarbeit unserer grossen Nachbarn von der einen und andern Seite her ist für uns eine aus unserer besonderen Kulturaufgabe hervorgehende *Notwendigkeit*. Wir haben ja keinen eigenen, von demjenigen unserer Nachbarn getrennten Kulturkreis, sondern unsere Aufgabe ist es, dem Edelmetall, das, auch mit unserer Hilfe, auf romanischem und germanischem Boden zutage gefördert wird, unsere eigene Prägung zu geben, eine Prägung, die scheinbar sich Widerstrebendes einigt und damit für die Entwicklung der Menschheit vorbildlich sein sollte.[1]) Dieser hohen, in gleicher Weise nationalen und internationalen Aufgabe können wir nur gerecht werden, wenn wir an der Quelle schöpfen, d. h. wenn wir auch die Vertreter der germanischen und der romanischen Geistesrichtung zur Mitarbeit bei uns einladen.

Diese Mitarbeit sollte endlich auch in der Weise für unser Geistesleben fruchtbar sein, dass sie unsern eigenen Kräften auf dem Wege des Austausches Möglichkeiten zu weiterer Entwicklung schafft. Sind wir doch auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie in Industrie und Gewerbe, nicht nur Nehmende, sondern zum Glück auch Gebende.

Nach dem deutschen Sprachgebiete hin hat sich dieser Austausch weitgehend entwickelt, indem daselbst auf allen Wissensgebieten wichtige Lehrstühle von Schweizern besetzt sind. Das

[1]) Wir sind leider von diesem Ideale weiter entfernt, als wir es in Friedenszeit glaubten, und werden es bleiben, solange es uns nicht gelingt, den Geist des Sprachenkampfes und der Sprachenverhetzung bei uns auszurotten, den man als fremde Giftpflanze unter harmlosem Namen immer wieder bei uns einzuführen sucht.

hindert nicht, dass wir, wie die eingangs gegebenen Zahlen beweisen, immer noch in viel höherem, in zu hohem Grade Nehmende geblieben sind.

Nach der lateinischen Welt hin ist Gegenseitigkeit bis jetzt ausgeschlossen, und darum ist auch der Einfluss lateinischen Denkens auf unsere Hochschulen ein beschränkterer geblieben als er es seiner Bedeutung nach sein sollte.

Wir sagten eben, wir seien auf dem Gebiete des Hochschulunterrichtes noch zu sehr Nehmende geblieben. Damit ist für uns gewissermassen ein Armutszeugnis und auch eine Quelle von möglichen Nachteilen zum Ausdruck gebracht. Ein Armutszeugnis, weil unser Hochschulwesen nicht in dem Grade auf eigenen Füssen steht, wie man es bei der Ausbildung unseres Volks- und Mittelschulwesens glaubt erwarten zu dürfen. Eine Quelle von möglichen Nachteilen, weil jede Überfremdung schliesslich mit den nationalen Aufgaben in Konflikt treten muss.

Einen ersten Nachteil will ich nur kurz erwähnen, weil er selbstverständlich ist: Der Fremde kann tüchtigen einheimischen Kräften den Weg versperren. Wenn das geschieht, so ist es unsere Schuld. Ich halte mich deshalb hierbei nicht weiter auf.

Viel lebhafter ist in der letzten Zeit, zum Teil unter dem Druck der Ereignisse, eine andere Quelle von Unzukömmlichkeiten und Missständen erörtert worden.

Wir nehmen es als selbstverständlich an und müssen im Interesse unserer Kulturaufgabe daran festhalten, dass allen unsern schweizerischen Hochschuleinrichtungen der schweizerische, die Gegensätze von Sprache und Rasse überbrückende Geist gewahrt bleibe, welches auch die Nationalität des Inhabers des Lehrauftrages sei. Zeiten wie die unsrigen, wo jeder mit erhöhtem — ja bisweilen krankhaft gesteigertem — Potential denkt, fühlt und oft auch handelt, und wo andererseits die Schwierigkeiten unserer internationalen Lage eine ungeahnte Steigerung erfahren haben, zwingen hier zu doppeltem Aufsehen, wenn die Hochschule ihrer nationalen (nicht nationalistischen!) Aufgabe treu bleiben soll. Ganz besonders gilt dies von denjenigen Gebieten, auf denen die politische und soziale Beeinflussung des Schülers sozusagen in der Natur des Lehrfaches liegt. Wenn unserer studierenden Jugend im offiziellen

Unterricht Begriffe beigebracht würden, die unsern politischen Idealen, unsern Rechtsbegriffen, unserm schweizerischen Gewissen zuwiderliefen, wenn das eine oder andere unserer akademischen Institute zur Enklave irgendwelchen fremden Geistes würde, dann könnte es heissen: Caveant consules ... Das will aber nicht etwa sagen, dass ich engherzig „nationaler" Wissenschaft das Wort reden möchte. Die Wissenschaft ist, wie Rappard richtig sagt, nicht nur international, sondern supranational, und es ist gerade uns Schweizern leicht gemacht, diesem die Landesgrenzen überspannendem Geiste der wahren Wissenschaft treu zu bleiben, weil unsere *nationale* Aufgabe sich im tiefsten Grunde mit unserer *internationalen* deckt, weil das, was wir unter uns erstreben, der Vorläufer jenes idealen Weltbürgertums sein soll, das, so sehr es jetzt auch Schiffbruch gelitten haben mag, sich doch einst verwirklichen wird.

Wir dürfen uns auch, bei allem Festhalten an unserm politischen und geistigen Erbe, nicht einer nervösen Ängstlichkeit hingeben. Sechs Jahrhunderte Geschichte haben — glaube ich — unserer Jugend so viel angestammte Selbständigkeit, so viel eigenes Urteil gegeben, dass sie, wo es sein sollte, selbst das nötige Korrektiv fände.

Es ist endlich — sehr vereinzelt — vorgekommen, dass ein Landesfremder in der Auslandspresse die Pflichten verkannt hat, die ihm seine schweizerische Stellung auferlegte. Dürfen wir uns aber hierüber allzu sehr verwundern, wenn wir sehen, wie *Schweizer*, und zwar nicht nur solche allerneuesten Datums, selbst in der Presse des Auslandes jedes Verständnis für die Lage und die Aufgabe ihres Vaterlandes verleugnet und dasselbe in der Achtung unserer Nachbarn herabgesetzt haben, wie das leider in den letzten Monaten nach rechts und links hin vorgekommen ist? Was sollen endlich vereinzelte, gewiss sehr bedauerliche, Fremden zur Last fallende Vorkommnisse gegenüber den so viel zahlreicheren Bemühungen unserer ausländischen, in der Schweiz wirkenden, bei uns heimisch gewordenen Kollegen, bei ihren Landsleuten Verständnis für unsere Lage und Eigenart und für die Ehrlichkeit unseres Handelns zu erwecken? Ich möchte darum dieses Kapitel nicht schliessen, ohne darauf hin-

zuweisen, wie gut die Mehrzahl der bei uns tätigen ausländischen Hochschullehrer die Stellung begriffen hat, in die uns gegenseitig der Weltkrieg gebracht hat, und wie sehr sie sich bemüht hat, ohne Verleugnung ihres patriotischen Standpunktes den Forderungen derselben gerecht zu werden.

Was sollen wir aus dem allem für die Zukunft lernen?

Es ist zu früh, jetzt schon Pläne zu machen, wo wir gar nicht wissen, in welcher Weise die Ereignisse noch in unser politisches Leben oder auch nur in unser Hochschulwesen eingreifen werden, jetzt wo die Pessimisten noch sagen, es werde alles beim Alten bleiben, und die Optimisten, es werde aus all den Schrecken ein goldenes Zeitalter für die Menschheit hervorgehen. Wir dürfen auch nicht unter dem Drucke der gewaltigen Ereignisse unserer Tage Beschlüsse fassen, die uns in ruhigeren Zeiten als Ausfluss einer Kriegspsychose erscheinen werden.

Eines können wir immerhin der Weltgeschichte entnehmen, dass nämlich aus einer so schweren Krise ein Fortschritt hervorgehen wird, und dass wir, die heutige Generation, die Arbeiter desselben sind.

Für das Geistesleben unseres Volkes sehen wir diesen Fortschritt in der Erziehung zu grösserer Selbständigkeit, auch auf akademischem Gebiete. Wir werden freilich auch in Zukunft fremder Hilfe bedürfen, nicht nur als Notbehelf, sondern auch zur Erfüllung unserer eigenen Aufgabe. Wir müssen aber immerhin lernen, uns mehr als bis jetzt auf eigene Füsse zu stellen, für eigene Kräfte zu sorgen. Ohne uns irgendwie einer lächerlichen Xenophobie schuldig zu machen, müssen wir mit einem Worte unsere Hochschulen in mancher Hinsicht schweizerischer werden lassen.

Wie die Schweiz sich — um ein Beispiel anzuführen — für gewisse unentbehrliche Industriezweige unabhängig machen will, und den Rohstoff hierzu in der Tiefe ihres eigenen Bodens, die Kraft in ihren Strömen besitzt, so können und müssen wir das, was wir für eine grössere Zahl eigener Hochschullehrer brauchen, in den latenten Kräften unseres Volkes finden. Wir müssen nur das Vorhandene auszugraben, zu bilden und zu veredeln wissen. Den Weg dazu hat Rappard in seiner Arbeit schon so klar und überzeugend gewiesen, dass ich kaum etwas hinzuzufügen wüsste.

Was in den nun folgenden zusammenfassenden Sätzen enthalten ist, das ist uns nicht etwa bloss durch die vorübergehenden kriegerischen Ereignisse diktiert, sondern ist schon vor dem Kriege jedem zum Bewusstsein gekommen, der über die geistige Weiterbildung unseres Volkes und damit über die Unabhängigkeit seiner höchsten Lehranstalten nachgedacht hat. Die zu stellenden Forderungen ergeben sich ganz von selbst aus den eingangs gemachten Erwägungen über die Ursachen der gegenwärtigen Überfremdung.

1. Vor allem muss der Unterricht schon von der Mittelschule weg mehr als bisher vielerorts mit der Ausbildung des jungen Mannes zum Lehrer rechnen. Der Gymnasianer und der Studierende müssen lernen, das was sie wissen, so von sich zu geben, dass sie es, wenn nötig, einst auch werden lehren können. Vortragskunst und Didaktik sollten ganz besonders an der Hochschule nicht nur für die „Lehramtskandidaten" im gewöhnlichen Sinne, sondern für alle Fakultäten mehr berücksichtigt werden als dies bis jetzt geschieht.

2. Auch die wissenschaftliche Ausbildung muss noch mehr gefördert werden. Ich meine damit weniger die blosse Erwerbung von Wissen, als die Anleitung und Aufmunterung zum selbständigen Arbeiten. Es sind in unserm Volk genügend geistige Kräfte vorhanden, sie müssen aber dadurch gehoben werden, dass man den nach Fähigkeit und Charakter Geeignetsten die akademische Laufbahn erleichtert, sie, wo es nötig ist, dazu anregt. Wie schon oben angedeutet worden ist, handelt es sich freilich hier um ein etwas heikles Gebiet, auf dem es nicht nur ein „zu wenig", sondern auch ein „zu viel" geben kann, — ein zu viel, das schliesslich zum wissenschaftlichen Proletariate führt. Für den Augenblick sind wir aber noch nicht so weit.

3. Hand in Hand mit dieser geistigen Hebung unserer eigenen Lehrkräfte muss aber auch eine *materielle Besserstellung* unserer Lehrer gehen. Will das Volk vor allem seine Landeskinder an seinen Hochschulen wirken sehen, so darf es vor den hiefür erforderlichen Opfern nicht zurückschrecken. Es gilt dies schon von der Erleichterung der Gymnasial- und Universitätsstudien für besonders begabte Schüler, dann aber auch von der Erleichte-

rung wissenschaftlicher Arbeit nach vollendetem Studium, und endlich von der materiellen Besserstellung der Lehrstellen durch bessere Alters-, Witwen- und Waisenfürsorge, zum Teil auch durch höhere Besoldung, besonders da, wo der Lehrer beinahe ausschliesslich auf diese letztere angewiesen ist.

4. Wir werden der Mithilfe ausländischer Kollegen stets bis zu einem gewissen Grade bedürfen.

Eines wäre aber für unsere intellektuelle Unabhängigkeit wünschenswert, dass wir nämlich auch auf dem Gebiete des Hochschulunterrichtes zwischen den beiden Kulturkreisen besser die Wage halten könnten als bisher. Jede Hegemonie, komme sie woher sie wolle, wäre für unser Geistesleben ebenso verhängnisvoll, wie für unsere politische Selbständigkeit. Es ist darum unsere Pflicht, auch auf geistigem Gebiete, soweit es in unserer Hand liegt, jenes „Gleichgewicht der Kräfte" anzustreben, das die notwendige Grundlage freier geistiger Entwicklung ist, und die Grundbedingung für die Erhaltung der Eigenart unseres Hochschulunterrichtes.

Von den letzten Voraussetzungen der schweizerischen Neutralität

EIN VOTUM[1])

Von PROF. L. RAGAZ, Zürich

Verehrte Herren Kollegen!

Es geht stark gegen mein Empfinden, wenn ich in der Diskussion über den ausgezeichneten Vortrag, den wir gehört haben, das Wort ergreifen muss und dazu noch als Erster. Ich soll als Vertreter der theologischen Fakultät und zugleich der deutschen Schweiz sprechen und für die deutsche Schweiz die Frage beantworten, wie es mit der Abhängigkeit der protestantischen theologischen Fakultäten und dessen, was sie vertreten, vom Auslande stehe und was in dieser Beziehung allfällig zu tun sei. Die Lösung dieser Aufgabe ist für mein Gefühl mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Bei der heutigen Spannung der Gemüter ist es fast unvermeidlich, dass dabei der Schein nationaler Engherzigkeit und unfreundlicher Gesinnung gegen das Ausland entsteht. Es muss sodann von Dingen in Kürze geredet werden, die mit recht grosser Ausführlichkeit behandelt werden müssten, wenn nicht den schlimmsten Missverständnissen Tür und Tor geöffnet werden soll. Dazu sind es noch Dinge, die in einer konfessionell gemischten Versammlung nicht leicht erörtert werden können. Wie leicht kann eine harmlos gemeinte Bemerkung, die mit dem Gedankenkreis einer Konfession zusammenhängt, die Vertreter einer andern verletzen. Überhaupt ist es schon schwierig, in einer Versammlung wie diese von *Religion* zu reden. Das ist ein Thema, das man bekanntlich in guter Gesellschaft meidet, ein Streitthema, das unter

[1]) Dieses „erste Votum" zu dem Vortrag, den Herr Prof. Seippel über die „geistige Unabhängigkeit der Schweiz" an der Versammlung schweizerischer Hochschullehrer in Bern (14. Nov. 1915) hielt, ist nachträglich etwas erweitert worden, ohne dass sein Sinn und Tenor irgendwie verändert worden wäre. Der Druck ist, wie das Votum selbst, nur auf dringenden Wunsch des Initiativkomitees erfolgt. Der Verfasser hätte es vorgezogen, über dieses Thema erst später und in grösserer Ausführlichkeit zu reden.

uns wirken könnte wie ein Sprenggeschoss. Es könnte unter uns leicht solche geben, denen die Sache, die andern als die wichtigste von allen vorkommt, als sehr seitab liegend, fremdartig, ja hinderlich erschiene.

Verehrte Herren Kollegen! Müssen wir nicht sagen, dass wir in diesen Schwierigkeiten einen Teil jenes Gesamtproblems vor uns haben, das uns zu schaffen gibt, wenn wir über die Unabhängigkeit der Schweiz reden? Die konfessionelle, die religiöse Frage müssen für jeden, der über die Bedingungen unserer nationalen Selbständigkeit, die mit der nationalen *Einheit* notwendig verbunden ist, tiefer nachdenkt, von äusserster Wichtigkeit sein. Wir müssen den Mut haben, auch *davon* zu reden und müssen davon reden können, ohne zu streiten. Der Umstand, dass man davon lange Zeit in guter Gesellschaft nicht reden durfte, weist vielleicht auf eine Hauptursache der heutigen schweren Lage hin. Denn dass diese Angelegenheiten für das Leben eines Volkes von grundlegender Wichtigkeit sind, werden Sie schliesslich doch alle zugeben, ob freudig oder verdrossen. Ich hoffe also, dass das, was ich zu sagen habe, von Ihnen allen mit Interesse gehört werden könne und zugleich, dass niemand dadurch verletzt werde. Die Absicht, zu verletzen, liegt mir jedenfalls fern. Im übrigen will ich selbstverständlich niemandem meine besondere Art, die Dinge zu sehen, aufdrängen, sondern sie Ihnen bloss zur weiteren Anregung für Ihr Nachdenken über unser grosses Problem anbieten. Dass ich in niemandes Auftrag, sondern bloss in meinem eigenen Namen spreche, brauche ich wohl kaum zu bemerken.

Nach dieser Einleitung, die Ihnen vielleicht zu weitläufig erscheint, aber für mein Gefühl nötig ist, stelle ich die Frage, die ich beantworten soll: *Gibt es für die Theologie der protestantischen Schweiz und das damit verbundene kirchliche und religiöse Leben eine bedrohliche Abhängigkeit vom Auslande?* Als „Ausland" kann für die deutsche Schweiz in dieser Sache nur *Deutschland* in Betracht kommen. Wir dürften wohl diese Behauptung sogar auf die *ganze* Schweiz, auch die französische, ausdehnen, da das Land, von dem hier allfällig ein überwältigender Einfluss auf deren religiöses Leben zu erwarten und unter Umständen zu fürchten wäre, Frankreich, aus bekannten Gründen nicht von ferne

so in Betracht kommen kann wie Deutschland für die deutsche Schweiz. Die Frage nimmt daher sofort die Form an: Gibt es für uns eine bedrohliche Abhängigkeit von *Deutschland?*

Gibt es überhaupt eine Abhängigkeit in dieser Hinsicht? Die Antwort ist für jeden Sachkundigen zweifellos: die Abhängigkeit ist gross, und zwar ist sie in den letzten Jahrzehnten immer grösser geworden und wird vielleicht in der nächsten Zukunft noch zunehmen. Als Beweis und Illustration für diese Behauptung diene zunächst die rein äusserliche Tatsache, dass von den 29 Dozenten der Theologie an den Fakultäten von Basel, Bern und Zürich 12 Reichsdeutsche sind. Es ist dies nicht viel weniger als die Hälfte, ungefähr 42 Prozent. In der wichtigsten dieser Fakultäten, der baslerischen, haben sie die Mehrheit (7 gegen 6). Dazu muss man bedenken, dass unter diesen reichsdeutschen Kollegen eine Anzahl sind, die in ihren Fakultäten eine führende Rolle spielen. Auch steht die theologische Fakultät mit der philosophischen in besonders enger Verbindung, auf philosophischen Lehrstühlen trifft man aber selten einen Schweizer an. Kurz, wer die Verhältnisse genauer kennt, weiss, dass es keine Übertreibung ist, wenn ich sage: unsere theologischen Fakultäten stehen vorwiegend unter reichsdeutschem Einfluss.

Das ist aber nur *einer* der Bestandteile, aus denen sich unsere Abhängigkeit zusammensetzt. Es kommt dazu der noch viel wichtigere Umstand, dass unsere Studenten einen grossen Teil ihrer Studienzeit, durchschnittlich wohl ein Viertel bis ein Drittel davon, an reichsdeutschen Universitäten verbringen. Am allerwichtigsten aber ist doch wohl der *literarische* Einfluss. Unser Theologengeschlecht liest, soweit die Neuzeit in Betracht kommt, fast nur deutsche wissenschaftlich-theologische Bücher, und auch die mehr erbauliche und populäre religiöse Literatur fliesst uns zum grössten Teil, wenn auch nicht so ausschliesslich, von jenseits des Rheines zu. Das gleiche gilt natürlich von der philosophischen und belletristischen, die bekanntlich auch grossen religiösen Einfluss übt. Dazu gesellen sich endlich eine Fülle von gemeinsamen religiösen und kirchlichen Bestrebungen und entsprechenden persönlichen Beziehungen. Eine eigentümliche Ausnahme bildet im Zusammenhang dieser Tatsachen der Umstand, dass im Pfarrerstand die ge-

borenen Reichsdeutschen verhältnismässig selten sind (fast *zu* selten, möchte ich sagen) und dass die meisten Kantonskirchen Ausländer als Pfarrer nur unter der Bedingung anstellen, dass sie sich naturalisieren lassen. Meines Wissens hält es bloss Graubünden anders. Dieser Nationalismus einer Gemeinschaft, die doch ihrem Wesen nach am meisten international sein sollte, mag uns als Damm gegen die Flut der Überfremdung willkommen sein, ist aber an sich keine erfreuliche Erscheinung, da sie uns vielfach hindert, solchen Deutschen ein Asyl zu bieten, die sich nach unserer kirchlich freieren Luft sehnen. Uebrigens bedeutet jener Damm in dem Masse weniger, als unser Pfarrergeschlecht einseitig unter reichsdeutschen Einfluss kommt.

Unsere grosse äussere und innere Abhängigkeit von Deutschland ist also eine sehr klare Tatsache. Die Frage ist, was sie zu bedeuten hat. Ist sie eine Gefahr? Ist etwas Schlimmes daran?

Es wäre ja denkbar, dass diese Abhängigkeit lauter Vorteil bedeutete. Die meisten deutschschweizerischen Theologen werden sie in diesem Lichte sehen, ja ich bin überzeugt, dass sehr wenige unter ihnen den vollen Umfang dieser Tatsache erkannt und über ihre Bedeutung nachgedacht haben. *Wir sind auch in dieser Beziehung eine deutsche Provinz geworden, ohne es zu merken.*

Das ist um so begreiflicher, als wir von diesem Zusammenhang unabsehbaren Nutzen gehabt haben. Man braucht nur die Namen Kant, Herder, Fichte, Hegel, Schleiermacher auszusprechen, um eine Ahnung zu bekommen, was für ein Strom des Geistes und Lebens aus dem Herzen Deutschlands zu uns gekommen ist. In der neueren Zeit ist es, der ganzen geistigen Lage dieser Epoche entsprechend, mehr historische als religions-philosophische Anregung gewesen, die wir von drüben empfangen haben. Die Namen Christian Ferdinand Baur auf der einen und Albrecht Ritschl und Julius Wellhausen auf der andern Seite bezeichnen die zwei Hauptlinien, auf denen eine neue geschichtliche Erfassung des Christentums zustande gekommen ist. Mögen diese Denkweisen auch ihre Mängel gehabt haben und wieder durch andere verdrängt werden, so haben sie doch tiefgehende und wertvolle Anregung gebracht. So könnte ich noch lange fortfahren, aber je länger ich's täte, um so stärker träte die Unvollständigkeit meiner Schilderung hervor.

Ich muss es bei dieser Andeutung bewenden lassen und bemerke nur noch, dass ich das Allerbeste noch gar nicht genannt habe — vielleicht gerade, weil es das Allerbeste ist! Die *Dankbarkeit* für all dies empfangene Gute ist so selbstverständlich, dass es mir fast widerstrebt, davon zu reden, wie denn viele Dankesbezeugungen nicht immer das sicherste Zeichen echter Dankbarkeit sind und wir überhaupt beklagen müssen, dass heute eine solche geistige Güterausscheidung mit Verbeugungen nach allen Seiten hin verlangt wird. Als ob solche Dinge Sonderbesitz eines Volkes wären und nicht der Menschheit als solcher gehörten!

Wo sollte nun hier ein Nachteil, vielleicht gar eine ernste Gefahr entstehen?

Verehrte Herren Kollegen! Es ist trotzdem meine Überzeugung, dass wir es mit einer sehr ernsten Gefahr zu tun haben. Ich stelle, um dies zu beweisen, eine zwar bekannte, aber viel zu wenig bedachte Tatsache ins Licht, die für die Beurteilung des Verhältnisses der übrigen Völker zu Deutschland von entscheidender Bedeutung ist: *wir haben seit einigen Jahrzehnten nicht mehr das alte Deutschland vor uns, sondern ein neues, von jenem sehr verschiedenes.*

Das ältere Deutschland, soweit es für uns in Betracht kam, war idealistisch, kosmopolitisch, humanistisch, es war kantisch, goethisch, schillerisch, das neue ist realpolitisch, nationalistisch, imperialistisch, bismarckisch, moltkisch, nietzschisch. Selbstverständlich ist der Unterschied nur relativ, es gab auch im älteren Deutschland schon ein Stück Nationalismus, Machtpolitik und Staatsabsolutismus und umgekehrt ist jenes idealistische und humanistische Deutschland durchaus nicht ausgestorben, sondern lebt und wird eines Tages vielleicht wieder *das* Deutschland sein. Aber heute ist der Unterschied da und ihn verkennen, wie so viele unter uns tun, heisst sich ganz verhängnisvoll vergreifen. Heute haben wir es nicht mehr einfach mit jenem Deutschland zu tun, das gleichsam eine Menschheit im kleinen war, sondern mit einer *politischen* Macht von bestimmtem Gepräge und bestimmten Ansprüchen. Das deutsche Volk hat den Vorteil, dass es sich als Volk zu einer politischen Einheit zusammengefunden hat, bezahlen müssen. Aus dieser Veränderung ergibt sich aber ein grosser

Unterschied für unser Verhältnis zu Deutschland. Wir können ihn, mit etwelcher Zuspitzung, so ausdrücken: *jenes menschheitliche Deutschland half (und hilft!) uns einfach menschlich und damit auch politisch, wir selbst zu sein, das Deutschland des neuen Reiches macht uns zu Reichsdeutschen.* Von jenem konnten wir harmlos nehmen, wir wurden dadurch nur in unserem Eigenen gefördert; wir konnten es um so ruhiger, als wir im Eigenen noch viel fester sassen als heute; aber der Einfluss Neu-Deutschlands droht uns von uns selbst abzubringen. Immer mehr, und während des letzten Jahrzehnts in geradezu fieberhaftem Tempo, hat sich der deutsche Geist in den Dienst des „deutschen Gedankens", d. h. der deutschen Macht, gestellt. Diese Entwicklung haben manche von uns genau verfolgt. Der *nationale* Gesichtspunkt ist immer mehr zur Herrschaft über das deutsche Leben gelangt, zum Teil ohne dass sich die Träger deutscher Kultur dessen bewusst waren, zum Teil, zum *grösseren* Teil, aber unter deren bewusster und freudiger Mitwirkung. So ist es gekommen, dass heute ein tüchtiger deutscher Professor in neun von zehn Fällen bewusst oder unbewusst ein „Mehrer des deutschen Reiches" ist. Das ist für ihn natürlich kein Vorwurf, wohl aber für uns eine Gefahr. Denn wir leben von *unserer* Art.

Dieser Gesichtspunkt gilt nun ganz besonders auch für das Gebiet, das wir im Auge haben. Es war ja schon früher so, dass für einen deutschen Theologen selbstverständlich Deutschland das Zentrum der Geschichte bildete. Wer von uns unter vorwiegend deutschem Einfluss stand, lernte die Welt mit dem gleichen Auge ansehen. Es brauchte einen längeren Prozess, bis wir einen weiteren Horizont gewannen. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich vollends eine engere Verbindung zwischen dem religiösen Denken und der politischen Entwicklung Deutschlands herausgebildet. *Auch die deutsche Theologie ist imperialistisch geworden.* Wir haben seinerzeit den Versuch, die hochverdiente Schule, die jahrzehntelang die deutsche wie die schweizerische Theologie beherrschte, die von Ritschl ausgehende, mit der Reichsgründung in Verbindung zu bringen, mit einem Lächeln abgetan — vielleicht etwas zu rasch, denn ein innerer Zusammenhang war vielleicht doch vorhanden. Jedenfalls ist *Friedrich Naumann* dieser Schule

nahegestanden. Naumann hat auf das theologische Geschlecht der letzten Jahrzehnte einen starken Einfluss gehabt. Von ihm sind jene Theorien ausgegangen, die sich zu Schlagwörtern des Tages entwickelt haben: dass das Evangelium Jesu, als eine Lehre des Mitleids und der Keuschheit, für die moderne Welt ergänzt werden müsse durch eine Ethik der Macht, und die Verehrung des Gottes der Liebe, der sich in Christus kund tue, durch die eines verborgenen Gottes der Gewalt; dass man nicht versuchen dürfe, an die wirtschaftlichen oder gar an die politischen Dinge religiöse oder ethische Massstäbe zu legen, dass die Welt vielmehr ihre eigenen Gesetze habe, nach denen sie sich auswirken müsse, auch Gottes Willen gemäss; dass das Christentum sich bescheiden müsse, der Samariter auf dem Schachtfelde des Lebens, der Tröster der einzelnen Seele in stillen Stunden zu sein und nicht meinen dürfe, eine Macht zu sein, die die Welt umgestalten könnte. Diese Naumannschen Losungen wirkten um so berauschender, als sie von einem Manne kamen, der einst viel von einem Propheten und Apostel Christi gehabt hatte, bis der Deutsche in ihm den Christen verschlang. Naumann ist ja gerade durch diese Mischung von Deutschtum und Christentum in ihm der Typus einer bestimmten Art von heutigem Deutschtum geworden. Das Denken dieser Art (die auch draussen keineswegs die *einzige* ist!) hat seine Orientierung ganz und gar am Willen zur deutschen Macht und Herrlichkeit. Bismarck wird zum religiösen Führer und Helden. Dieses Denken tritt besonders in der sogenannten modernen Theologie hervor. Das Nationale rückt für eine ganze Generation von Theologen auf eine Weise in den Mittelpunkt, wie ich es in keinem andern christlichen Kulturkreis beobachtet habe. Ein Ausdruck (und nicht einmal der kühnste!) dieser Denkweise ist dann das Wort vom „deutschen Gott". Die Deutschen leugnen freilich, und sicherlich ehrlicherweise, dass damit ein besonderer Gott der Deutschen gemeint sei, aber das Wort bleibt doch bezeichnend. Man denke sich das Staunen, das erregt würde, wenn man in England, Frankreich, Amerika von dem englischen, dem französischen, dem amerikanischen Gott redete!

Dass eine solche Denkweise, auch in abgeschwächter Form, keine gute Grundlage für ein republikanisch-demokratisches Volksleben abgibt, liegt auf der Hand.

Nun könnte man freilich sagen, Naumann und die mit ihm geistig verwandten Kreise stellten nicht das ganze deutsche Christentum dar. Sicherlich nicht. Aber sie stellen doch nur eine gewisse Zuspitzung eines Denkens dar, das tatsächlich das deutsche Christentum weithin, wenn auch nicht ganz und gar, beherrscht. Denn hinter diesem Denken steht *Luther*. Es ist im wesentlichen *seine* Art. Freilich ist es modernisiertes, man darf wohl sagen verweltlichtes Luthertum. Ich muss es mir versagen, die Frage zu beantworten, wie weit es kongeniale Fortführung, wie weit Entartung von Luthers Denken ist. Für uns ist jene Tatsache entscheidend, dass hinter dem deutschen Christentum wie überhaupt dem ganzen deutschen Geistesleben als sehr stark bestimmende Macht das Luthertum steht. Diese Tatsache hat sehr viel zu bedeuten. Es ist kein Zufall, dass das Luthertum auf monarchischem Boden gewachsen und dann wieder zum starken Träger der Monarchie geworden ist. Ihm liegt die konservative und patriarchalische Art im Blute. Es ist quietistisch, lässt gern die Welt gehen, wie sie gehen mag. Da Gott im Regimente sitzt, lässt es die irdischen Regenten, auch die schlechtesten, gelten und schärft die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen sie ein. Seine Frömmigkeit hat einen individualistischen Charakter; sie hat fast nur mit dem Verhältnis Gottes zur einzelnen Seele zu tun; der Gedanke, dass die religiöse Wahrheit eine Kraft der Weltumgestaltung sein sollte, liegt ihr fern. Sie heiligt das Bestehende, liebt die feste Ordnung und Autorität, hält wenig auf die Masse, hat keinen menschheitlichen Ausblick.

Und nun ist zu sagen, dass die Männer, auf die der *schweizerische* Protestantismus zurückgeht, trotz ihrer weitgehenden *formalen* Übereinstimmung mit Luther doch von einem andern *Geist* erfüllt sind. Luther hat dies richtig gespürt; daher sein Wort in Marburg: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Es ist ein wahres Wort. Ich will versuchen, den Hauptunterschied kurz zu fassen. Während es für Luther und das Luthertum darauf ankommt, dass der *einzelne* von Gott erhalte, was er für sein inneres und äusseres Leben bedarf, ist für Zwingli und namentlich Calvin die grosse Hauptsache, dass in jedem einzelnen wie im Leben der Gemeinschaft *Gottes Ehre* zur Geltung komme. Aus diesem Grundunter-

schied folgen eine Reihe von andern. Der reformierte Protestantismus ist weniger als der lutherische an eine bestimmte Staatsform gebunden, er neigt aber zum Republikanismus. Denn weil nach seiner starken Grundempfindung Gott allein gross ist, so verschwindet vor ihm alle *menschliche* Grösse. Auf der andern Seite aber wird jeder einzelne vor Gott und durch Gott gross. Er ist ja Gegenstand seines ewigen Erwählungsratschlusses. Hier entspringt eine andere Art von Individualismus, die mit dem *demokratischen* Grundprinzip, das bekanntlich nicht Gleichmacherei bedeutet, zusammenfällt. Wir stehen hier vor einer jener Paradoxien, an denen Geschichte und Menschenleben so reich sind: eine scheinbar streng aristokratische Religion wird die Mutter der modernen Demokratie, eine Art, die noch heute in den Augen vieler wie lauter geistige Tyrannei aussieht, wird zur mächtigsten Stromquelle der Freiheit in der Welt. Es ist kein Zufall, dass Rousseau aus Genf hervorgegangen ist, wie es kein Zufall ist, dass Oliver Cromwell, der im Namen seines Gottes das Haupt seines Königs auf den Block legte, ein Calvinist war. So ist der reformierte Protestantismus von Natur auch sozialer, ökumenischer, mehr auf die Ordnung des Volkslebens, und des Weltlebens überhaupt, durch die höchste Wahrheit bedacht, dazu von Anfang an keine Nationalreligion, sondern mit weitem internationalem Ausblick begabt.

Und nun wage ich zu behaupten, *dass diese Denkweise der tiefste und festeste Grund gewesen ist, worauf unsere schweizerische Demokratie sich erbaut hat.* Von ihm ist ihr der Ernst und die Kraft gekommen. Nehmen wir dazu, dass die ganze vorherige Geschichte der Schweiz die Vorbereitung auf diese geistige Leistung gewesen ist, so haben wir das Grösste beieinander, was von uns ausgegangen ist und leuchtet uns vielleicht der letzte Sinn unserer Geschichte, auch der künftigen, und die höchste Bestimmung der Schweiz in neuer Grösse auf. Es handelt sich hier um Zusammenhänge, die eigentlich taghell vor uns liegen und die wir doch noch so wenig gesehen haben; es handelt sich um Erkenntnisse, die gerade für die neue Orientierung des schweizerischen Lebens, die wir nötig haben, von höchster Bedeutung sind.

Hier ist der Ort, wo unsere Kraft und Eigenart gewachsen

ist; aus sehr tiefen Quellen ist sie geströmt — aus sehr tiefen Quellen allein wird sie wohl erneuert werden müssen. Das war *unser* Gut, *unsere* Art. Hier sehen wir, von was kleine Völker leben und wodurch kleine Völker gross werden können. Denn die schweizerische Reformation ist von uns aus erobernd weit in die Welt vorgedrungen und eine weltgeschichtliche Macht ersten Ranges geworden. Ich erinnere nur an die *eine* Tatsache unter vielen, dass die angelsächsische Welt vor allem ihr die Grösse verdankt. Dieses reformierte Christentum ist, wie wir schon angedeutet haben, namentlich die stärkste Freiheitsmacht der neuen Zeit gewesen. Das ist eine klare Erkenntnis der neueren Geschichtsforschung, die durch jeden neuen Einblick in die Zusammenhänge vermehrt wird. Die Grundgedanken der französischen Revolution, die ganze demokratische Bewegung der neueren Zeit sind ihre Frucht und auch Kant steht auf ihrem Boden. Überall begegnen wir den Wirkungen des Feuerstromes, den sie in die Welt ergossen. Sie zeigt, dass ein kleines Volk das Grösste leisten kann, wenn es dafür den *Geist* besitzt.

Wenn wir aber die Dinge so sehen, dann wird uns die ganze Tragik der heutigen Lage erst recht klar; denn was uns heute droht, ist eine Umkehrung jenes Vorganges. Heute stehen wir zunächst einmal in Gefahr, gewissermassen vom Luthertum erobert zu werden. Dabei sind es nicht nur die reichsdeutschen Professoren, Bücher und Zeitschriften, die dieses Werk verrichten, sondern wenn möglich noch wirksamer tun es die Schweizer Bürger, die unter dem Bann jenes religiös-politischen Denkens stehen. Damit werden die tiefsten geistigen Grundlagen der Demokratie und also der Existenz der Schweiz überhaupt zerstört. Denn es ist ein wahres Wort: die Schweiz muss demokratisch sein oder sie wird nicht sein. Wer irgendwelche imperialistische Gedanken im Kopfe hat, und sei es auch in religiöser Form, wem Macht mehr ist als Geist und Organisation mehr als Freiheit, wer nicht an das Volk glauben kann, der muss sich einem grossen Staat anschliessen. Ein Kleinstaat mit imperialistischer Seele ist das traurigste aller politischen Gebilde. Junge Menschen aber, die diese neulutherischen, neudeutschen Gedanken im Kopfe haben, kennen nicht den demokratischen *Glauben*, ohne den eine rechte Demokratie un-

möglich ist. So treffen wir denn auch auf solche jungen Schweizer, denen Demokratie ein Wort zum Lächeln ist; die erfüllt sind von Rassetheorien, denen zufolge sie unsere welschen Miteidgenossen für Menschen zweiten Ranges halten müssten, mit denen zu *einem* Volk verbunden zu sein, ein Übel, schwer zu tragen, bedeutete; die vor der deutschen Macht und Organisation in Bewunderung erschauern und alles gering schätzen, was nicht deutsch ist. Aber auch, wo es nicht so weit kommt, da wirken doch solche Gedanken in der ganzen Atmosphäre als ein Element, das die Grundlagen der selbständigen Schweiz zerfrisst. Darin besteht die Gefahr, dass wir auf einem ganz zentralen Gebiete eine deutsche Provinz werden.

Aber etwas noch Wichtigeres wird uns klar, wenn der geschichtliche Zusammenhang, den wir entwickelt haben, richtig geschaut ist. Unsere Schweizerfreiheit ist dann nicht etwas, was gleichsam von selbst in unseren Bergen wächst, wie Alpenrosen und Edelweiss, sondern eine Frucht sehr tiefer und sehr geistiger Bewegungen. Was wir so Schweizerfreiheit nennen, ist zu sehr eine Schützenfeststimmung geworden, die sich, als es bitter ernst wurde, als ziemlich windig erwies; die ganze Grütlipoesie scheint nicht genügend, uns im Sturm der Geschichte weiter zu tragen. Es bedarf stärkerer Gründung. Aber wenn dem so ist, so entsteht die Frage, *ob denn überhaupt noch die Voraussetzungen für den Bestand einer Schweiz, wie wir sie wollen, wie wir sie allein wollen, vorhanden sind.* Das ist der ungeheure, von viel zu wenigen erwogene Ernst unserer Lage.

Wie ist dieser tödlichen Gefahr zu begegnen?

Verehrte Herren Kollegen! Wenn ich in der Kürze, die mir nun geboten ist, darüber meine Ansicht sagen soll, so liegt mir zunächst vor allem daran, das lächerliche Missverständnis zu verhüten, dass ich meine, wir sollten ein Schutzzollsystem gegen ausländischen, insbesondere deutschen Einfluss erstreben. Solche Gedanken liegen gerade mir besonders fern, ganz abgesehen davon, dass ein solches System das Gegenteil des Beabsichtigten herbeiführen würde; denn jeder Schutzzoll macht bequem und sicher. Ich betone also einiges, was eigentlich zu selbstverständlich ist, als dass man es unter verständigen Menschen noch sollte sagen

müssen: Selbstverständlich werden wir uns auch künftig freuen, wenn unsere Studenten sich zu den Füssen reichsdeutscher Lehrer setzen, wenn sie auch über den Rhein ziehen, um dort deutsches Leben kennen zu lernen. Wir werden uns freuen, reichsdeutsche Professoren an unsern Fakultäten zu haben. Wir werden, was noch wichtiger ist, uns mit bereitwilliger Empfänglichkeit und ohne uns nun von vorneherein durch Misstrauen zu hemmen, von Deutschland her anregen lassen. Es ist ja — das sei nochmals hervorgehoben — nicht so, dass draussen nur Gedanken vertreten würden, gegen die wir uns zur Wehr setzen müssten. Vieles kann uns von vorneherein bloss fördern und erfreuen. Aber auch die Auseinandersetzung mit *gegnerischen* Gedanken werden wir für Gewinn achten, noch abgesehen davon, dass wir hoffen dürfen, auch eine Gegenwirkung ausüben zu können! Nur eines müssen wir festhalten: *wir sollen uns nicht verschlucken lassen*, ohne es zu merken und ohne uns zu wehren; wir sollen nicht das Eigene bloss aus Unachtsamkeit, Unwissenheit oder Trägheit fortwerfen, um eines Fremden willen, das wir gar nicht einmal als solches erkennen und das vielleicht manchmal weniger Wert hat als das Eigene.

Noch verkehrter und gefährlicher freilich als ein geistiger Schutzzoll gegen das Ausland wäre ein anderer Weg: wenn auch wir versuchen wollten, die Wahrheit zu *nationalisieren*, d. h. alle geistigen Mächte in erster Linie daraufhin anzusehen, ob sie das nationale Leben stärkten oder nicht. Wir würden dann das tun, was man heute nicht ganz ohne Grund besonders den Deutschen vorwirft: dass sie nämlich alle höchsten geistigen Werte, die ihrer Natur nach menschheitlich sind, einseitig für Deutschland in Anspruch nähmen. Aber wir würden uns dann auch verrechnen. Wir würden uns durch dieses Mittel nicht stärken, sondern schwächen. Wir werden nicht dadurch gehoben, dass wir die Wahrheit in den Dienst der Nation, sondern dadurch, dass wir die Nation in den Dienst der Wahrheit stellen. Nicht wollen wir der Wahrheit aus dem Wege gehen aus Angst, dass sie uns in nationaler Beziehung schaden könnte, sondern wollen nur schärfer zusehen, ob wir es wirklich mit der Wahrheit oder bloss mit einem verkappten Nationalismus zu tun haben. Der Wahrheit opfern wir alles, auch die

Nation — wenn dieser Fall denkbar ist — aber wir wollen nicht irgendeinem fremden Nationalismus dienen, der sich in das Gewand der reinen Wahrheit hüllt.

Endlich sei noch hervorgehoben, dass damit nicht die geringste feindliche Gesinnung gegen das Ausland verbunden sein muss. Ich bin darum, weil ich mir selbst treu bleiben will, noch niemandes Feind. Im Gegenteil: das ist der allerbeste Dienst, den ich einem andern tun kann. Diese Wahrheit gilt auch für das Verhältnis der Völker zueinander. Was liegt unsern grossen Nachbarn in kultureller Hinsicht an einem Stückchen Land mehr? Aber an einer eigenartigen, ihrer Bestimmung bewussten Schweiz kann ihnen sehr viel liegen, *sollte* ihnen sehr viel liegen! Denn sie kann ihnen sehr viel sein, gerade als Schweiz!

Aber was ist denn zu tun?

Die Antwort auf diese Frage erfordert die vorherige Beantwortung einer andern: Warum sind denn die Dinge so gekommen? Warum ist fremder Einfluss bei uns so mächtig geworden?

Die Antwort ist einfach genug: *weil wir selbst zu schwach und arm geworden waren.* Das ist wieder einmal das Ei des Kolumbus. Es braucht keine kunstvollen Untersuchungen, um dieses Geheimnis unserer halb (vielleicht mehr als halb) verlorenen Unabhängigkeit zu lüften. Alles hängt davon ab, dass wir diese einfache Wahrheit erkennen und ihr ehrlich ins Gesicht sehen. Die Schuld an der heutigen Lage liegt an uns. Das gilt, wie mir scheint, in gewissem Sinne sogar von unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit. Es hat uns auch im wirtschaftlichen Leben an Geist und Kraft gefehlt. Das Schweizervolk hat zuviel von seiner Kraft an andere Dinge verwendet, vor allem an Feste und Duodez-Politik. Ganz klar aber ist die Sachlage für das Gebiet des höheren Geisteslebens. Hier müssen wir einfach einsehen, dass wir vor einem halben oder ganzen Bankrott stehen, der eben dem halben (vielleicht mehr als halben) Verlust unserer Selbständigkeit als Ursache entspricht. Wir sind in jenem Materialismus, worin das jetzt das Wort führende Geschlecht aufgewachsen ist, geistig aufs äusserste verarmt. Es ist uns jene seelische Tiefe und Kraft verloren gegangen, die allein sowohl ein Volk als einen einzelnen Menschen fähig macht, das Ideal zu fassen und zu verteidigen,

aus der allein auch jener *Freiheitsgeist* quillt, der einzig die Demokratie eines kleinen Volkes retten kann und der sie besser schützt als das beste Heer. Wo der *Geist* fehlt, da beugt man sich der *Macht*. Das ist das Entweder — Oder, vor das wir gestellt sind. *Es gilt zu wählen, und die Wahl bedeutet Leben oder Tod der Schweiz.* Und da werden wir wohl wieder bis zu jenem letzten Quell des Geistes geführt, den wir mit dem Wort „Religion" bezeichnen, mögen wir darunter auch verschiedenes verstehen. Auch hier ist zu sagen: unsere Abhängigkeit entsprach genau unserer Armut. Wir hatten zu wenig zu geben, darum mussten wir zu viel nehmen. Was wir von dem übermächtigen Einfluss des Luthertums gesagt haben, wäre darum vielleicht noch auf einen andern, letzten Ausdruck zu bringen: wir haben den religiösen Boden verloren, der die Existenz der Schweiz im tiefsten trägt. Es hätte hier, wie in all den andern Beziehungen des Problems, wenig Sinn, wenn wir uns bloss abwehrend nach aussen wendeten; die Hauptsache ist, dass wir uns selbst aufraffen. Sobald wir wieder mehr wir selbst sind, überhaupt *mehr* sind, werden wir wieder freier sein, keinen Augenblick früher; durch die Abschliessung allein würden wir nur Gefangene unser selbst.

Aber woher kann uns denn diese wichtigste Hilfe, diese Hilfe, welche *die* Hilfe ist, kommen? Können wir den *Geist* bestellen? Können wir grosse Schriftsteller, Dichter, Philosophen oder gar religiöse Führer hervorzaubern, weil wir sie nötig haben? Können wir eine sittliche oder gar religiöse Erneuerung *machen?* Der Geist wehet doch, wo er will.

Gewiss. Wir können alle jene Dinge nicht. Aber eines können wir: *wir können unsere Not und Armut einsehen.* Wir können unsere Augen vom Dunste des patriotischen Selbstbetruges frei machen, so dass sie die Leere sehen, die da ist, wo etwas anderes sein sollte. Das ist von altersher stets der Anfang des Besseren gewesen. Wenn diese schneidende Erkenntnis unseres mehr oder weniger vollständigen Bankrotts einmal da ist, dann wird ein Suchen und Sehnen beginnen, eine Unruhe, ein Aufmerken, ein Wille zum Hören und Lernen, ein neues Schaffen, und das übrige wird sich auch einstellen, sobald es dafür Zeit ist. Denn, wenn es wahr ist, dass der Geist wehet, wo er will, so ist doch auch

das andere wahr, dass er kommt, wenn man ihn ruft, dass er kommt, wenn man ihn braucht. Wenn wir Schweizer, zur neuen Erfassung der Aufgabe der Schweiz, dieser notwendigen Aufgabe, erwachend, dafür den Geist rufen, so wird er kommen und wird uns der Freiheit und alles Grossen fähig machen.

In das Licht dieser Wahrheit möchte ich die *kleineren* Mittel stellen, die uns daneben helfen können. Wenn ich mich nun wieder meinem besonderen Gebiete zuwende, so kommen etwa folgende in Betracht: Es wird gut sein, wenn an unsern theologischen Fakultäten das zahlenmässige Verhältnis zwischen ausländischen und schweizerischen Dozenten für die letzteren etwas günstiger wird. Dazu gehört, dass unsere obersten Wahlbehörden bei der Ernennung von Professoren Selbständigkeit und Weitblick zeigen, vor allem aber, dass wir im Lande selbst Kräfte von ebenbürtiger Tüchtigkeit haben. Diese werden bei uns freilich nur dann zu finden sein, wenn man die Eignung für eine akademische Professur mehr in den persönlichen Eigenschaften eines Mannes, als in der Zahl seiner Titel und der von ihm veröffentlichten Druckschriften sucht. — Es wird ferner gut sein, wenn wir den Blick von der in den letzten Jahrzehnten bei uns üblich gewesenen, gar zu einseitigen Schätzung bloss des Grossen und Guten, das jenseits des Rheins zu finden ist, ein wenig ablenken auf die übrige Welt, die daran wahrlich nicht so arm ist, wie manche zu glauben scheinen. Uns Reformierten liegt doch eigentlich besonders die weite Welt der reformierten Christenheit nahe, wo so viel Grosses und Herrliches zu finden ist, das mit unserer Denkweise besser übereinstimmt und sich besser eignet, Stütze eines republikanisch-demokratischen Volkslebens zu sein, als so vieles an der neudeutschen Art. Wir werden es als Gewinn erachten, wenn unsere jungen Männer immer häufiger nicht bloss nach Marburg, Heidelberg, Berlin, sondern auch etwa nach Genf, Montauban, Paris, Cambridge, Edinburgh, Florenz (wo eine waldensische Akademie ist), ja sogar nach Boston gehen. Die Reise nach Boston ist heute kürzer und bequemer als vor achtzig Jahren die nach Berlin. Wir hoffen dringend, dass die geistigen Schätze *dieser* Welt wieder mehr die unsrigen werden. Ist es nicht — um nur *ein* Beispiel zu nennen — eine klägliche Tatsache,

dass ein Mann wie Alexander Vinet, der doch dem Schweizerboden entsprossen ist und der zu den edelsten und bedeutendsten Gestalten des Christentums gehört, in den Kreisen des deutschschweizerischen Protestantismus kaum dem Namen nach bekannt ist? Dabei hege ich nicht von ferne die Meinung, dass wir etwa den alten Gegensatz von reformiert und lutherisch wieder ausgraben sollten; ich bin vielmehr überzeugt, dass wir auf einen Boden gelangen müssen, der über allen solchen Unterschieden liegt. Wir wollen bloss nicht ins Luthertum rückwärts, wollen aus dem Engen ins Weite, nicht aus dem Weiten ins Enge; wir wollen nicht achtlos altes eigenes Gut verlieren, um dafür doch nur altes Gut, dafür aber fremdes, einzutauschen. Wir wollen zur Höhe, wir wollen nicht seitwärts.

Zur Höhe möchte ich noch einmal lenken, indem ich, verehrte Herren Kollegen, diese im Verhältnis zu der uns zur Verfügung stehenden Zeit langen, im Verhältnis zu ihrem Gegenstand doch kurzen, allzu kurzen Ausführungen schliesse. Zwei Bemerkungen möchte ich noch machen.

Die erste ist persönlicher Art. Es ist dem Sprechenden nicht ganz leicht geworden, hier Töne anzuschlagen, die sehr leicht nationalistisch gedeutet werden können. Denn er hat es lange für seine Aufgabe gehalten, einem kleingeistigen und verblendeten sogenannten Patriotismus gegenüber den echten Internationalismus zu vertreten und betrachtet es auch heute als seine wichtigste Pflicht, dem verheerenden Wüten des nationalistischen Sturmes entgegenzutreten. Aber nur die grösste Oberflächlichkeit könnte in diesem Verhalten einen Widerspruch finden. Wir haben bei unserem Internationalismus immer ein gutes schweizerisches Gewissen gehabt. Richtiger Internationalismus ist uns immer auch als der beste Schutz der kleinen Völker erschienen. Er bedeutet ja gerade die Heiligkeit jedes Volkstums, während der nationalistisch gefärbte Imperialismus die Völker in seinem Mörser einstampft, er bedeutet aber nicht, *dass ein fremder Nationalismus uns überfluten dürfe.* Das wäre Pseudo-Internationalismus der schlimmsten Art. Wenn wir eine selbständige Schweiz wollen, so stehen wir gerade im Dienste jenes echten Internationalismus, der im Gegensatz zum Imperialismus ein freies und auf Eben-

bürtigkeit gegründetes Zusammenleben grosser und kleiner Völker will. Es ist ja etwas Grosses und Beglückendes, wie nun die Erkenntnis überall unter uns aufbricht, dass die Schweiz nur aus einer *menschheitlichen* Aufgabe ihr Lebensrecht schöpfen könne. Wir müssen uns freilich klar machen, dass das ein sehr hohes, fast allzu hohes Ziel ist und dass sehr viel dazu gehört, wenn es unter uns eine Realität und nicht nur eine schöne Phrase werden soll. Aber, wenn es uns damit ernst ist, dann sind für uns nationale und internationale Aufgabe völlig eins. So handelt es sich für unsereinen nicht im geringsten um eine „Bekehrung", wenn er das sagt, was ich gesagt habe; es ist durchaus meine bisherige Überzeugung, mein bisheriger Weg; ich habe diese Dinge längt gesagt.

Mit der zweiten Bemerkung lenke ich vollends zur Hauptsache zurück. Ich habe zu Beginn meiner Ausführungen darauf hingewiesen, wie schwierig es sei, von der Beziehung von Theologie und Religion zur schweizerischen Unabhängigkeit zu reden. Nun hoffe ich doch, wenigstens das Eine erreicht zu haben: dass wir vielleicht noch ein wenig schärfer als bisher die Ausdehnung und Tiefe des uns gestellten Problems der schweizerischen Unabhängigkeit erkennen. Es ist klar, dass es nicht auf der Oberfläche liegt, wo die meisten es suchen, sondern in grosser Tiefe; es ist sicher, dass es nicht durch kleine und eilige Massregeln gelöst wird. Ob wir auf einem religiösen Boden im engern Sinne des Wortes stehen oder nicht, eines müssen wir alle durchdringend deutlich erkennen: *was uns not tut, wenn unsere schweizerische Demokratie wieder Kraft, Eigenart und Grösse gewinnen will, ist eine geistige Erneuerung in grossem Stil.*

Nochmals von den letzten Voraussetzungen unserer geistigen Unabhängigkeit

Von PROF. L. RAGAZ, Zürich

REPLIK

„Darum schweigt der Kluge zu dieser Zeit; denn es ist eine böse Zeit." So hat vor langem einer gesagt, der inmitten eines kleinen, von den Stürmen der Weltgeschichte umbrandeten, mit Untergang noch mehr von innen als von aussen her bedrohten Volkes gestanden ist. Er schwieg selbst freilich nicht, sonst wüssten wir nichts von ihm. Er wusste, was klug sei und sah, wie jedermann klug war (freilich daneben auch gründlich töricht, nämlich verblendet), wollte aber selbst nicht klug sein, wahrte sein volles Herz nicht und redete. — Kluge Leute gibt es stets in Fülle. Von solcher Klugkeit strömt unser Schweizerland über, mehr als von Milch und Honig, wir ertrinken völlig darin,... ja, wir ertrinken darin! Wenn wir untergehen sollten, so wohl viel weniger an feindlichen Kanonen und Bajonetten, als an dieser grossen Klugheit. Denn merkwürdig — die Weltgeschichte scheint gerade an dieser Kunst keinen Geschmack zu finden, sie verbrennt die nüchterne Berechnung der Schlauen, seien es Völker oder einzelne, wie Feuer Stroh und Stoppeln verbrennt, und hat Freude an überwallenden Herzen und kühnem Wagen.

Es ist zu viel des Schweigens der Klugheit unter uns. Darum kann sich jemand gelegentlich zum Reden genötigt sehen, wo er nicht nur sehr gern geschwiegen hätte, sondern auch hätte sagen dürfen: „Hier sollen nun andere reden". So habe ich mich bewegen lassen, in einer Sache zu reden, die ich gerne andern überlassen hätte. Ich habe, freilich erst, als es kaum mehr anders ging, in einer vertraulichen Versammlung schweizerischer Hochschullehrer ein Votum über die letzten Voraussetzungen der schweizerischen Unabhängigkeit abgegeben. Ich wusste, dass meine Gedanken in dieser äussersten Knappheit und in dem Zusammenhang, den der Anlass mit sich brachte, nicht recht zur Geltung kommen konnten. Wenn nun aber das, was immerhin einer ge-

schlossenen Versammlung, wo Diskussion waltet, als Anregung vorgetragen werden darf, in die Öffentlichkeit einer aufgeregten Zeit tritt, ist dann nicht die Gefahr des Missverständnisses allzugross? Ich habe mich sehr dagegen gesträubt — wie die Veranstalter dieser Veröffentlichungen jederzeit bezeugen werden — aber es waren Tage, wo das Reden Pflicht zu werden schien, gerade weil es „böse Zeit" war. Missverständnis hin oder her — es musste einiges gesagt werden, damit an einem bestimmten Punkte das Nachdenken erregt und die gefahrvolle Spannung gebrochen werde. Ich bin denn auch erstaunt gewesen, wie mein bescheidenes „Votum" von so vielen gerade so verstanden wurde, wie es gemeint war. Wenn das bei Professor Vischer *nicht* der Fall gewesen ist, so einfach darum, weil er in einem andern Lager steht und sein Empfinden in bezug auf unsere Lage ganz anders ist. So hat er, wie er selbst sagt, meine Ausführungen in seiner Wiedergabe „vergröbert". Gewiss hat er das; er hat sie aber auch *verschoben* und dadurch ihren Sinn nicht unwesentlich verändert. So scheint es, als ob mir die Warnung vor dem Deutschtum und Luthertum die Hauptsache gewesen wäre, während mir die Hauptsache ein Anderes war: Warnung der Schweiz vor sich selbst, Aufrüttelung, Hinweisung auf die letzten Fragen und Aufgaben unserer Lage.

1.

Der Anlass und Ausgangspunkt meiner Rede brachte es mit sich, dass ihr Hauptsinn und Hauptzweck erst in der zweiten Hälfte zum klaren Ausdruck kam. Er ist im letzten Satz mit Sperrdruck formuliert: „*Was uns not tut, wenn unsere schweizerische Demokratie wieder Kraft, Eigenart und Grösse gewinnen will, ist eine geistige Erneuerung in grossem Stil*". Man sieht: es ist ein positives, unpolemisches Ziel.

Mein *prinzipieller* Ausgangspunkt ist die böse Lage der Schweiz. Ich bin da schon seit sehr vielen Jahren ein „Schwarzseher" und bis jetzt haben mir die Ereignisse zu meinem Leidwesen recht gegeben, so sehr recht, dass es mich selbst überraschte, als der wirkliche Zustand unseres Volkes, wie ich ihn seit langem gesehen, gleichzeitig mit der europäischen Katastrophe so nackt hervortrat. Wir können uns die Gefährdung unserer nationalen

Existenz nach meiner Ansicht nicht schwer genug denken. Wir sind politisch, wirtschaftlich und sittlich gleich stark bedroht. Wer uns das zeigt, der ist jetzt unser Retter, wer diese Wahrheit mit oder ohne Absicht zudeckt, der ist unser Verderber. Nun fehlt es unter uns ja nicht an einer gewissen Erkenntnis der Gefahr und auch nicht an allerlei Vorschlägen für die Hilfe. Ich finde nur immer, dass sie entweder zu klein, allzu realistisch, oder dann zu gross, also zu wenig realistisch seien. Zu klein sind die Vorschläge, uns durch Nationalisierung der Kultur: durch nationale Erziehung, nationale Kunst, nationale Erzeugung und Verbrauchung der Güter zu schützen. Diese Mittel, die selbstverständlich ein *verhältnismässiges* Recht haben und die ich, wenn sie sich in diesem Rahmen halten, durchaus begrüsse und ehre, werden in dem Augenblicke falsch, wo sie die *ganze* Hilfe sein wollen. Sie sind viel zu schwache und kleine Dämme gegen die ungeheure Flut der politischen, sozialen und geistigen Weltverhältnisse, die uns umwogt[1]).

Dazu kommt die Frage: „Was heisst denn für uns national? Worin besteht unsere Nationalität? Worin liegt denn das eigentlich Schweizerische?" Es genügt uns doch nicht, dass etwas schweizerisch ist in dem Sinne, dass es auf Schweizerboden gewachsen ist und einen gewissen schweizerischen Geruch hat. Dieser Geruch könnte auch der der Kleinlichkeit und Muffigkeit sein, der Geruch des Philistertums, und wahrhaftig — *dieses* ist vielleicht „unsere grösste Gefahr". Es kommt auf den *Inhalt* des Schweizertums an, auf die Idee der Schweiz. Sie allein hält auch Welsch und Deutsch zusammen. Sonst nützen alle Versöhnungen nichts. Wir Schweizer, die wir durch keine Einheit des Blutes zusammengehalten sind, bedürfen dafür einer Einheit des Geistes. Dieser Geist kann aber eben nur ein solcher sein, der wirklich über das Blut hinausführt, also nicht wieder ein blosser „Volksgeist", sondern ein Geist, der mehr ist als das naturhafte Volk und der gerade darum ein Volk, das dem Blute nach keines ist, dem Geiste nach zu einem solchen machen kann.

Das hat man denn unter uns auch begriffen und hat Abhilfe

[1]) Wenn man gar da und dort hört, dass der feste Hort unserer Unabhängigkeit — unser Dialekt sei, so muss man schon rufen: O sancta simplicitas Helvetiorum!

vorgeschlagen. Die Schweiz, hat man gesagt, muss ihre Idee in einer menschheitlichen Aufgabe suchen. Sie muss eine ideale Demokratie sein; sie muss zeigen, wie auf dem Boden eines Volkes verschiedene Rassen, Sprachen, Konfessionen friedlich und edel zusammen leben können und so der Welt ein Vorbild geben, wie sie selbst werden soll. Sehr schön — nur allzu schön! Denn nun muss ich erklären, dass mir diese Vorschläge zu wenig realistisch sind. Denn ich stelle einfach die Frage: „Woher nehmen wir die Mittel, eine solche ideale Demokratie, ein solches Vorbild der Welt zu werden? " Es sieht bei uns wahrhaftig nicht so aus, dass wir uns solcher grosser Dinge ohne weiteres für fähig halten sollten. Mich selbst hat diese Frage: „Was ist denn eigentlich die Aufgabe (die „Mission") der Schweiz?", seit dem Ausbruch des Krieges wieder stärker als je bewegt. Dabei ist es mir immer wieder so gegangen, dass die Antworten, die ich mir selbst geben konnte, mir so wenig genügten, wie die der andern.

Bei diesen Überlegungen bin ich immer wieder auf einem Gedankenweg gekommen, der mir seit vielen Jahren, nicht erst etwa seit dem Ausbruch des Weltkrieges, vertraut ist. Die Schweiz, habe ich mir gesagt, hat in der Geschichte etwas bedeutet und zwar etwas Grosses, sehr Grosses. Dieses Grosse habe ich freilich zunächst anderswo gesehen, als die meisten tun. Ich habe es zunächst nicht in unseren Volksrechten und Volksschulen gesehen, nicht in unserem Beitrag zu Kunst und Literatur und andern kulturellen Leistungen, sondern habe es an einer andern Stelle erblickt. Ich habe nicht das Rütli im Auge gehabt und auch nicht Sempach und Murten, sondern das Grossmünster in Zürich und die Kathedrale von Genf, anders, weniger kirchlich ausgedrückt, wie es der Sache und meinem eigenen Empfinden besser entspricht: ich habe es in der schweizerischen Reformation gesehen. Ich weiss, dass ich damit etwas sage, was vielen seltsam und anstössig klingt; aber die Wahrheit ist eben meist das Seltsame und Anstössige. Ich setze dabei freilich voraus, dass *geistige* Mächte im geschichtlichen Werden eine entscheidende Rolle spielen und dass die Quellen der geschichtsbildenden Kraft sehr viel tiefer liegen, als man meistens annimmt. Dass diese Denkweise heute nicht Mode ist, stört mich wenig; das kann sich rasch ändern. Auch

Vischer wird im Ernste doch nicht leugnen, dass die schweizerische Reformation eine ganz ungeheure weltgeschichtliche Macht gewesen ist? *Diese* Tatsache liegt jedenfalls „taghell" vor uns[1]). Er wird mir wahrscheinlich auch zugeben, dass sie mehr bedeutet hat als das Luthertum. Der Einwand, dass diese Geisteskraft ja nicht unser schweizerisches Werk und Verdienst sei, ist selbstverständlich an sich wahr, hat aber keine Bedeutung. Denn der Geist lässt sich *immer* als Fremdling in einem Volke nieder, wie denn auch Calvin als Fremdling zu uns gekommen ist. Was ich meine, ist dies: wir haben diesem Geist bei uns eine Stätte bereitet; wir haben uns von ihm ergreifen lassen; wir haben ihn geschützt. Das konnten wir, weil wir unsere nationale Lebensform gefunden hatten. Hier kommen nun das Grütli nebst Sempach und Murten zu ihrem Rechte. Ohne sie, soweit wir sehen können, kein Zwingli und kein Calvin. Die Speere der alten Schweizer haben, ohne deren Wissen und Wollen, jener höheren Freiheit Bahn gebrochen, die dann in dem Gebiet der Seele aufleuchtete; die politische und soziale Freiheitsbewegung der alten Schweiz hat die höchste Frucht unserer bisherigen Geschichte möglich gemacht. Das darf ich sagen, trotzdem ich in unseren Tagen nichts mehr von Schwert und Spiess erwarte; denn andere Zeiten, andere Wege. Von dieser bisher grössten und folgenreichsten Tat unseres Volkes nun ist das Beste von dem ausgegangen, was später unter uns Wertvolles geworden ist. Das ist meine geschichtliche Überzeugung, die hier ausführlich zu begründen natürlich der Raum nicht erlaubt. — Namentlich *ein* Punkt ist für mich dabei immer in den Vordergrund gerückt: ich habe mich nach der Möglichkeit eines republikanisch-demokratischen Volkslebens gefragt. Dass ein solches seine grössten Gefahren und Schwierigkeiten hat, wissen alle halbwegs Verständigen. Da ist mir nun klar geworden, dass die Kraft, die dieses in der Vergangenheit unter uns möglich gemacht hat, soweit es vorhanden war (davon nachher!), eben dieses reformierte Christentum gewesen ist[2]). Es hat unserem Volksleben ein hohes

[1]) Nebenbei: nicht alles, was taghell vor uns liegt, wird von uns gesehen.

[2]) Es hat mir schon bei der Veröffentlichung des „Votums" leid getan, dass ich den *Katholizismus* einfach zu vergessen schien. Das war in Wirklichkeit nicht der Fall; ich wollte mir nur nicht erlauben, mein Gebiet zu überschreiten. Ich verkenne keineswegs die grosse Wahrheit, die im Katholizismus liegt und den

und ernstes Ideal gegeben, hat ihm die Tiefe, die seelische Kraft, den Mut der Selbstbehauptung, die Verbindung von Freiheit und Ordnung verliehen, die bis auf diesen Tag der Grund sind, der uns noch trägt.

Eine solche Kraft also ist es gewesen, die in der Vergangenheit die selbständige Schweiz getragen und dem kargen, engen Boden unserer nationalen Existenz die Fähigkeit verliehen hat, Gutes und Grosses, menschheitlich Wertvolles zu erzeugen, die uns möglich gemacht hat, etwas Eigenes und Lebensberechtigtes zu sein — trotz allem! Eine aus dem Tiefsten quellende *geistige* Kraft ist es gewesen.

Und nun frage ich: „Was steht heute an ihrer Stelle?" An ihrer Stelle! — denn nun möchte ich doch die Gelegenheit benutzen, etwas, was in dem „Votum" nur angedeutet war, weil es mir selbstverständlich ist, deutlich genug für alle zu sagen: ich meine ganz selbstverständlich nicht, dass wir heute unser altes reformiertes Christentum wieder sozusagen aus der Rüstkammer, wo die rostigen Waffen liegen, hervorholen sollten, vielleicht gar nur, um es gegen das Luthertum ins Feld zu führen. Es schwebt mir nicht vor, dass wir Calvins Institutio und den Heidelberger Katechismus zur Grundlage unserer nationalen Erziehung machen sollten. *Diese* Form ist natürlich vergangen. Was ich persönlich bekenne, ist etwas, was *über* dem Gegensatz von Reformiert und Lutherisch, ja auch über dem von Protestantisch und Katholisch liegt. Aber gerade darum bestehe ich darauf, dass wir nicht rückwärts sollen in *eine* dieser alten Formen, sondern einem Höheren, Freieren entgegen. Wie man darüber dann auch denken möge, wir müssen jedenfalls alle Schweizer, denen eine selbständige Schweiz am Herzen liegt, vor die Frage stellen: „Habt ihr euch genügend besonnen, welches die Grundlagen und Voraussetzungen einer solchen sind?" Ich weise also nicht auf etwas Vorhandenes oder gar Gewesenes und wieder Auszugrabendes hin, sondern auf etwas Fehlendes, das aber kommen muss, wenn uns geholfen

---

Beitrag, den er auch an das Werden der Schweiz geliefert hat. Es ist vielleicht gerade auch ein Vorzug des reformierten Protestantismus, dass er auf seine Weise die im Katholizismus liegende Wahrheit zur Geltung bringen wollte, mehr als das Luthertum. Ich kann von dieser Seite der Sache hier aber nicht weiter reden.

werden soll, und das etwas Grosses und Tiefes und etwas Starkes und Freies sein muss. Dieses mag sich jeder auf seine Weise denken, sei es in religiöser, sei es in ethischer, sei es in sozialer Form. Darüber soll nun nicht weiter geredet werden; meine Absicht war bloss, zu zeigen, dass wir es *suchen* müssen.

Das ist der positive Kern und Sinn dessen, was ich gesagt habe. Alles andere hat nur dazu gedient, darauf hinzuweisen. Ich habe dann freilich gezeigt, dass diese letzte Voraussetzung einer selbständigen Schweiz heute nicht erfüllt ist. Wir kommen aus einer Periode her, wo eine starke Entseelung, Entgeistung des Lebens eingetreten war. Wo aber der Geist zurücktritt, da tritt namentlich die Lust an der Freiheit und der Glaube an sie zurück. Auf den Materialismus, den theoretischen und praktischen, lässt sich kein freies und lebensvolles Volksleben bauen. Rasches Geldverdienen und rasches Geniessen waren die beiden Triebe geworden, die die Seele unseres Volkes beherrschten. Wir vergötterten die Technik und den Erfolg, vergötterten die Macht und die Mächtigen. Wir wurden der Freiheit überdrüssig, wurden satt, klein und reaktionär. Wir bargen, was uns an Lebenswerten übrig geblieben war — und das waren vor allem materielle und soziale Werte — gern bei irgendeiner festen Autorität. Mangel an Glauben an den Geist und starker Glaube an Macht und Autorität gehen immer Hand in Hand. *So* brach die Grundlage der Demokratie zusammen. Wir sind arm geworden, und darum haben wir zu viel Fremdes annehmen müssen und das Fremde nicht zu Eigenem gemacht. An die leere Stelle ist etwas getreten, was unsere nationale Existenz untergräbt, statt sie zu tragen.

2.

Der Zusammenhang, worin sich meine Rede bewegte, hat es nun mit sich gebracht, dass ich von diesem Fremden zwei Bestandteile besonders hervorgehoben habe: das *Deutschtum* im allgemeinen und das *Luthertum* im besondern. Darauf muss ich nun zu sprechen kommen.

Ich glaube in der Tat, dass die Selbständigkeit der Schweiz gegenwärtig am stärksten von Deutschland her bedroht ist. Das ist nun aber, wie ich kräftig betone, nicht ein Vorwurf gegen

Deutschland. Gegen Naturgesetze erhebt man keine Vorwürfe; um ein solches aber handelt es sich. Deutschland ist eben in jeder Hinsicht unser unvergleichlich stärkster Nachbar. Wer Augen für die Wirklichkeit hat, der weiss, dass uns von Frankreich keine ernste Gefahr droht. Dieses edle Volk hat genug zu tun, sein Leben zu erhalten. Die welsche Schweiz ist schon durch den dort vorwiegenden Protestantismus gegen ein Verfliessen in Frankreich gesichert. Italien kommt auf absehbare Zeit nur für politische Kinder als ernste Gefahr in Betracht und auf alle Fälle wäre diese Gefahr bloss politischer und wirtschaftlicher, nicht geistiger Natur. Deutschland aber ist riesenstark und wird es bleiben. Sein wirtschaftlicher Einfluss auf uns ist schon jetzt beängstigend gross, und es sind Anzeichen vorhanden, dass er noch wachsen wird. Seine Angehörigen bilden die grosse Mehrzahl der Fremden, von denen jeder weiss, welche Gefahr sie für uns geworden sind; seine Söhne sind zu einem grossen Teil die Lehrer unserer Jugend; gesellschaftliche Beziehungen aller Art schaffen eine immer engere Verbindung zwischen ihm und der deutschen Schweiz; unsere Zeitungen sind in der Beurteilung weltpolitischer Fragen von den deutschen meistens auf die traurigste Weise abhängig, und diese Abhängigkeit bezieht sich nicht nur auf den *Geist*. Deutsche Literatur nährt unser Gedankenleben; durch tausend Kanäle strömt deutscher Einfluss zu uns. Wer Augen hat, zu sehen, der weiss, dass dies so ist. Von daher droht uns *die* Gefahr, soweit eine *äussere* in Frage kommt[1]). Es hilft rein nichts, dies zu verdecken, es hilft nur, es zu einer selbstverständlichen Wahrheit für alle zu machen.

Das braucht ganz und gar keine Feindschaft gegen Deutschland zu bedeuten, wie ich selbst denn auch von einer solchen durchaus entfernt bin. Wir müssen uns nur über unser Verhältnis zu Deutschland klar werden. Wir beneiden Deutschland nicht um seine Macht. Wir meinen nicht, es sollte um den Preis politischer Ohnmacht zu seiner frühern idealistischen Art zurückkehren. Wir wünschen ihm jede Möglichkeit der Lebensentfaltung, einzig mit

---

[1]) Es sind in dieser Zeit unter uns Dinge geschehen, die auch dem Blinden die Augen öffnen sollten. Was wir uns an Demütigung unseres Schweizertums gelegentlich haben gefallen lassen, das wäre nur bei wenigen anderen Völkern möglich gewesen.

dem Vorbehalt, dass unsere Hoffnung eine neue politische Orientierung des ganzen Völkerlebens ist. Nur wir selbst wollen auch unser freies Leben leben dürfen. Ich möchte die Formel für dasjenige Verhältnis, das mir richtig scheint, etwa so fassen: *wir grüssen alles Deutsche, lehnen aber alles Reichsdeutsche ab.* Das heisst: wir sind nach wie vor bereit, von Deutschland zu lernen, deutschen Geist auf uns wirken zu lassen, deutschen Geist zu vertreten, wo es nötig ist, wir wollen im *allgemein Menschlichen* mit dem Deutschtum warm verbunden sein, aber wir wollen mit Schärfe nichts davon wissen, wenn wir dadurch *politisch* an Deutschland gebunden oder für Deutschland gewonnen werden sollen. Darum müssen wir etwas *Eigenes* sein und wieder mehr werden, damit wir unbefangen den Austausch im allgemein Menschheitlichen mit Deutschland pflegen können, wobei wir freilich wünschen, dass das deutsche Geistesleben wieder mehr eine Wendung zum Menschheitlichen nehme. Auch wollen wir das Gute und Grosse, das sich in andern Völkern findet, nicht verschmähen, schon darum nicht, weil wir ja sonst unsere romanischen Schweizer nicht mehr verstehen könnten. Wir müssen international sein, um überhaupt national sein zu können.

Wenn diese Hauptsache festgestellt ist, dann hat es wenig Sinn, darüber zu streiten, ob es in Deutschland mehr Nationalismus (und Militarismus) gebe, als anderwärts. Denn *wir* haben es jedenfalls vor allem mit diesem zu tun. Wenn er auch anderwärts ebenso stark und gar stärker wäre, so wäre doch er *unsere* Gefahr. Weil ich aber eine Bemerkung dieser Art gemacht habe und Vischer sie zu entkräften versucht hat, so will ich darauf einen Augenblick eintreten.

Meine Bemerkung hatte nicht die Absicht, anzuklagen, sondern zu warnen. Wir Schweizer müssen wissen, dass wir es heute nicht mehr bloss mit einem menschheitlichen Deutschtum zu tun haben, sondern auch mit einer politischen Macht von ausgeprägt nationalem Charakter. Ich halte gegen Vischer daran fest, dass ich im Bereiche der „christlichen" Kultur nirgends einen solchen Nationalismus angetroffen habe, wie in Deutschland, besonders keinen solchen *religiösen* Nationalismus. Vischer glaubt diese Behauptung aus „einseitiger Beobachtung" erklären zu können.

Mich wundert, was er damit meint. Seit vielen Jahren stehe ich so gut wie er in enger Beziehung nicht nur zu deutschem, sondern auch zu angelsächsischem Geistesleben und bin auch mit bedeutenden Franzosen verbunden. Ich lese regelmässig Bücher, Zeitschriften und Zeitungen verschiedener Geistesrichtung aus diesen Kulturkreisen. Ich habe Gelegenheit gehabt, auf Reisen mit Nordamerika und England in eine persönlichere und anschaulichere Berührung zu kommen, als blosse literarische Kenntnis verleiht. Auch habe ich in den geistigen Kämpfen, die ich geführt und in bestimmten Unternehmungen internationaler Art Gelegenheit gehabt, die Geistesart besonders der Vertreter der verschiedenen nationalen Gestalten des Christentums kennen zu lernen. Aus diesen und andern Quellen der Kenntnis solcher Dinge habe ich mein Urteil gewonnen, das lange vor dem Kriege schon gebildet war. Gewiss gibt es in *allen* Ländern religiösen und andern Nationalismus, aber nirgends erreicht er die Höhe und Ausdehnung des deutschen. Ist es Vischer ernst damit, den *französischen* ihm gleichzustellen, oder gar überzuordnen? Genügen dazu einige vereinzelte Äusserungen? Muss man nicht bedenken, dass Frankreich zum grossen Teil „jakobinisch" ist, so dass da jedenfalls nicht von *religiösem* Nationalismus die Rede sein kann? Ich für meinen Teil habe auch in der Literatur des französischen Protestantismus nie einen Ton von einem solchen gefunden. Freilich das weiss ich, dass die meisten dieser französischen Protestanten überzeugt sind, in diesem Kriege Gottes Sache gegen Deutschland zu führen, aber dieser Glaube bezieht sich eben bloss auf diesen Krieg, nicht auf Frankreichs Berufung überhaupt, und da darf man wohl Frankreichs furchtbare Lage ein wenig bedenken. Auch habe ich die ergreifendsten *literarischen* Zeugnisse eines Geistes, der *über* dem nationalen Gegensatze steht, aus Frankreich erhalten[1]). Frankreich ging *einst* in religiösem und anderem Nationalismus voran, jetzt nicht mehr. — Ebenso *England*. Gewiss ist er auch dort nicht ausgestorben, gewiss glauben auch dort die meisten Christen, gegen Deutschland Gottes (oder Christi) Sache zu führen, aber auch

[1]) Ich erinnere neben Romain Rollands *Au-dessus de la mêlée* an Jouve: *Vous êtes des hommes*, die Conférences von Allier, an Predigten von Alfred Monod und Elie Gounelle.

dort handelt es sich um einen Zustand, der gegen die Regel ist. Ich muss es rundweg bestreiten, wenn Vischer behauptet, dass in England der Glaube an das Auserwähltsein des eigenen Volkes immer noch eine herrschende Meinung sei. Das war einmal, jetzt ist es nicht mehr so, oder doch nur ausnahmsweise. Mir ist eigentlich diese Auffassung weder in der Literatur noch im persönlichen Verkehr irgend einmal begegnet. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass sie gar nicht vorhanden sei, wohl aber dass sie selten, dass sie am Aussterben sei. Äusserungen wie die *Papers for War time*, die der englische Zweig der Church Alliance for promoting international friendship herausgab, mit ihrer absoluten Verwerfung des Krieges und ihrer herben Selbstkritik sind nirgends sonst zu finden. So noch vieles andere dieser Art. Wir haben allen Grund, starke Hoffnung zu hegen, dass wir in England für eine religiöse, politische und soziale Neuorientierung besonders viel Hilfe finden werden. — Und nun *Deutschland*. Natürlich darf man es auch nicht nach dem durch diesen ungeheuren Krieg erzeugten Ausnahmszustand beurteilen. Immerhin darf doch darauf hingewiesen werden, dass der religiöse Nationalismus hier Blüten getrieben hat, wie nirgends sonst. Hier allein konnte man nicht nur in Flugblättern, sondern auch in ernsthaften und führenden Zeitschriften lesen, dass die Deutschen nicht etwa bloss das auserwählte Volk Gottes, sondern das Gott-Volk selbst seien, mit der Nutzanwendung, dass, da Gott nicht gegen sich selbst streiten könne, dieses Volk siegen müsse; hier allein konnte man Gedichte lesen, worin das deutsche Volk Christus verglichen wurde, der nun durch die Schlachten schreite; hier allein konnte man die grossen Kanonen von christlichen Theologen als „Heilande" gepriesen sehen. Die Beweise für diese Behauptungen könnte ich in Masse liefern, ich unterlasse es nur, solche anzuführen, weil dies heute etwas Gehässiges hat, bin aber sofort dazu bereit, wenn es verlangt wird. Vor allem aber ist in Deutschland die religiöse Kriegsbegeisterung und Kriegsverherrlichung am höchsten gestiegen. Von den führenden Theologen des französischen Protestantismus weiss ich, wie sie grundsätzlich den Krieg verwerfen. Aus England liegen mir u. a. 54 Äusserungen führender Kirchenmänner vor, die alle darin einig sind, den Krieg überhaupt und im besonderen *diesen*

Krieg als eine schwere Katastrophe der Zivilisation und des Christentums zu betrachten. Ich wäre überglücklich, wenn mir aus Deutschland eine ähnliche Kundgebung bekannt würde. Gewiss gibt es auch hier ganz herrliche Vertreter eines andern Geistes; ich freue mich, solche zu kennen; aber sie sind nach ihren eigenen Aussagen in starker Minderheit. Es herrscht hier ein anderes Zeichen. Und zwar ist dies schon vor dem Kriege der Fall gewesen.

Bevor ich nun auf die Frage eingehe, was Luther mit diesem Sachverhalt zu schaffen habe, sei nur noch zweierlei bemerkt: einmal möchte ich mit dem Gesagten das deutsche Volk nicht herabsetzen. Grosse Völker können auch in grosse Verirrungen fallen, aber sich auch aus ihnen doppelt herrlich erheben, was ich von Deutschland innig hoffe und glaube. Sodann möchte ich nochmals betonen, dass ich selbst diese Vergleichung für ziemlich verkehrt halte, wenigstens sobald man daraus Anklagen schmieden will. Dieses falsche Vergleichen ist ja eine Hauptquelle der Völkerverwirrung.

3.

Und nun also *Luther*. Inwiefern soll er auf diese Entwicklung Deutschlands Einfluss gehabt haben? Denn so muss die Frage gestellt werden. Dass *aller* Nationalismus und Imperialismus, der sich in Deutschland findet, von Luther ausgehe, kann natürlich kein Verständiger behaupten, so wenig, als dass *alles* demokratische und ökumenische Wesen in der übrigen protestantischen Welt von Zwingli und Calvin herrühre. Es kann sich selbstverständlich nur um *einen* mächtigen Einfluss handeln, um *den* Einfluss, der in Betracht kommt, wenn wir uns auf dem *religiösen* Gebiete bewegen. Denn das wissen wir natürlich alle, dass Nationalismus, Imperialismus, Militarismus und ähnliche Dinge auch aus allgemein menschlichen Wurzeln, sodann aus bestimmten politischen und wirtschaftlichen Zuständen emporwachsen. Nur in diesem Sinne darf selbstverständlich das Problem gefasst werden[1]).

[1]) Dass das Verhältnis von materiellen und ideellen Mächten im geschichtlichen Leben ein grosses Problem bildet, ist mir sehr wohl bekannt, es ist mir aber nicht möglich, hier darauf grundsätzlich einzugehen. Ich will nur bemerken, dass ich nicht bloss aufs Geratewohl, sondern auf Grund reiflicher Erwägung an den gewaltigen und überragenden Einfluss wahrhaft geistiger Kräfte glaube.

Wo könnten in Luthers religiöser Art die Ansatzpunkte für jene Mächte gefunden werden? Ich kann diese Frage natürlich hier nicht ausführlich behandeln. Nur drei Punkte will ich hervorheben. Es kommt vor allem in Betracht Luthers *Individualismus*, sodann sein *Quietismus* und endlich seine *Stellung zur Welt*. Das Heil des einzelnen sicherzustellen, ist Luthers grosse Leidenschaft. An diesem Punkt entfaltet er seine Riesenkraft. Die Auswirkung der religiösen Wahrheit im Gemeinschaftsleben kommt dabei zu kurz. Von der Welt erwartet er nicht viel. Er verzichtet jedenfalls darauf, darin die Wahrheit Christi herrschen zu sehen. Er möchte den natürlichen Lebensordnungen, der lex naturæ, nichts entziehen. Er hegt namentlich ein kindliches, freilich ein religiöses, nicht durch weltliche Erwägungen begründetes, Vertrauen zu den staatlichen Ordnungen und predigt Gehorsam gegen sie. So hat er besonders auch den Krieg wuchtig verteidigt. Aus diesen Ansätzen konnten sich jene modernen Mächte entfalten. Aus dem religiösen Individualismus konnte der Egoismus werden, der sich nur um die eigene Seele kümmert, aber nicht um die Welt; aus der Betonung des Deutschtums gegen Rom ein religiöser und schliesslich auch ein weltlicher Nationalismus; aus der quietistischen Haltung zu Staat und Welt Staats- und Weltvergötterung, oder doch ein Christentum, das sich dem Staat und dem Weltleben willig zur Verfügung stellte und das Bestehende weihte.

Freilich ist das alles auch *Entartung* des lutherischen Geistes. Damit habe ich die Frage beantwortet, die ich in meinem „Votum" stehen liess. Luther selbst bildet ja eine merkwürdige Mischung von gegensätzlichen Bestandteilen. Er ist so weltlich, weil er so fromm ist. Er trennt aber doch sehr scharf das eigentliche Reich Christi vom Reiche der Welt. Die Späteren, die die Gewalt seiner Frömmigkeit nicht mehr hatten, sind einfach weltförmig geworden. Es kam zu Staatsfreudigkeit, Kriegsverherrlichung, Weltverklärung aller Art — lauter Dingen, die Luther ganz fern lagen. So steht Naumanns Neuluthertum — um wieder diesen Vertreter zu nennen — zwar mit Luther in Beziehung, aber ich glaube, dass es sich um eine Abweichung von Luthers Wollen handle.

Aber wenn auch dieses Neuluthertum sich nicht einfach auf Luther berufen kann, so hat doch Luthers Art das ganze deutsche

Geistesleben gewaltig beeinflusst. Etwas von ihm ist überall zu finden, vor allem auch bei Bismarck. Und namentlich ruht das monarchische Empfinden, soweit es religiös orientiert ist, auf ihm. Luther bleibt eben doch einer der grossen Schöpfer der deutschen Seele. Wer will das eigentlich leugnen?

Es scheint fast, als ob Vischer es leugnen wollte. Ich wende mich nun jedenfalls einen Augenblick seinen Einwänden zu. Da kommt zuerst einer, der mich zu vernichten scheint: dass ich mich nämlich eines *Widerspruchs* schuldig mache — o dieser obligate Widerspruch! — indem ich das ältere Deutschland von einem ganz andern Geist erfüllt sein lasse, als Neudeutschland. Es sei doch undenkbar, dass der Einfluss eines Mannes nach langer Unterbrechung plötzlich wieder so mächtig durchschlagen könne.

Ich war auf diesen Einwand gefasst und bedaure, ihn nicht zum voraus entkräftet zu haben. Was antworte ich? Erstens: unter dem „älteren Deutschland" habe ich, wie deutlich aus meiner Charakteristik hervorgeht, das idealistische der zweiten Hälfte des 18. und ersten des 19. Jahrhunderts verstanden. Auf dieses aber hat ganz besonders stark — Rousseau gewirkt, dazu englische und andere Einflüsse. Kant ist aufs stärkste durch Rousseau bestimmt worden, wie Fichte durch Rousseaus Schüler Pestalozzi. Schleiermacher endlich ist kein Sohn der lutherischen Kirche. Dazu kommen die Zeitereignisse, vor allem die französische Revolution. Trotzdem entgeht auch diese Zeit nicht ganz Luthers Einfluss. Er ist, wie ich glaube, bei Goethe nachweisbar, ebenso bei Hegel, beim späteren Fichte, bei Schleiermacher. Natürlich lebte in der Kirche immer Luther fort, und wenn's auch nur im Kleinen Katechismus gewesen wäre. Sollte es aber so unbegreiflich sein, dass es dann zu einem Neuaufflammen des lutherischen Geistes gekommen ist? Mich verwundert doch sehr, dass ein Kirchenhistoriker wie Vischer sich darüber verwundern kann. Er weiss doch, wie es mit dem Wirken solcher Männer geht. Plato, Paulus und Augustin — treten sie nicht von Zeit zu Zeit zurück, um dann plötzlich wieder, vielleicht nach Jahrhunderten, die geistige Führung zu bekommen? Ist Jeremia heute nicht lebendiger als vor fünfzehnhundert Jahren? So ist eben auch Luther immer wieder aufgelebt, wenn auch nicht immer in der ursprünglichen

Gestalt. — Ich verwundere mich auch über andere Behauptungen Vischers. Die Hohenzollern zwar wollen wir auf der Seite lassen, denn man weiss, was solche fürstlichen Bekehrungen bedeutet haben — aber Ritschl? Hat Vischer vergessen, dass Ritschl ausdrücklich ein Erneuerer des Luthertums sein wollte? Und alle die Theologen, die heute die von mir gekennzeichneten, durch Naumann nur besonders paradox gefassten Theorien vertreten, besonders alle Kriegsverherrlicher — berufen sie sich nicht auf Luther? Tut es Naumann nicht immer wieder? Sollte das alles Selbsttäuschung sein? Ritschl hat freilich Luthers Lehre in einigen Punkten weitergeführt, aber in *einem* Punkte ist er gerade ein Bahnbrecher des Neuluthertums gewesen: in der Betonung der „Weltlichkeit" des Christentums, in der Ablehnung alles dessen, was er „katholisch" nennt, d. h. alles schroffen Gegensatzes zwischen Gottesreich und Weltreich. So ist es nicht Zufall, dass die „moderne Theologie", worin jene Theorien vom Recht der Welt eine solche Rolle spielen, sich an ihn geschlossen hat und dass Naumann, von dem ich wohl weiss, dass er kein Schüler Ritschls war, doch in diesem Kreise seine meisten Anhänger gefunden hat. Vischer, der Ritschlianer, sieht die Dinge freilich nicht in diesem Lichte, aber ich habe alles Recht, es zu tun.[1]) Übrigens braucht Vischer nicht weit zu wandern, um die Theorie, die ich für falsch halte, mit Berufung auf Luther in der Schweiz verkündigen zu hören. Wir *haben* eine starke Macht neulutherischen Geistes in der Schweiz, und ich halte diese Gefahr für gross.

Nur einen Augenblick noch, bevor ich dem Abschluss zueile, wende ich mich wieder der reformierten Welt zu. Vischer bestreitet den Einfluss des Calvinismus auf die Entwicklung der modernen Welt, so wie ich ihn nach seiner Meinung verstehe. Nur verstehe ich ihn freilich nicht genau so. Gewiss stammt nicht *alle* moderne politische Freiheit aus dem reformierten Christentum. Aber ich schlage diesen Einfluss viel höher an als er. Dass die

[1]) Dass ich die Verdienste Ritschls und seiner Schule sehr hoch einschätze, sei zum Überflusse noch einmal bemerkt. Ich stehe in vielen Punkten selbst auf ihrem Boden. Aber ich lehne an ihr und besonders an der sog. modernen Theologie die Festlegung auf den vorhandenen Weltbestand, besonders die Verherrlichung des Staates, kurz die ganze falsche „Verweltlichung" des Christentums ab.

stoische Theorie vom Naturrecht die Rolle gespielt habe, die Tröltsch ihr zuschreibt, glaube ich nicht. Man verwechselt da Form und Gehalt. Auch wo man sich in der christlichen Welt auf das Naturrecht beruft, wirkt im Untergrund der neue Geist, der mit Christus in die Welt gekommen ist und den auf *seine* Weise auch Calvin vertritt. Übrigens hätte ich viel mehr als Vischer das Recht, mich auf Tröltsch und Weber zu berufen, wobei ich bemerke, dass ich von diesen zwar vieles gelernt habe, aber nicht meine ganze Geschichtsauffassung, die vorher gewachsen war.[1]) Der Umstand endlich, dass auch in der reformierten Welt die Demokratie nur langsam und oft kümmerlich gewachsen ist, kann doch nicht gegen meine These angeführt werden. Was gäbe das für eine Methode der Geschichtsbetrachtung? Den Einfluss Jesu müsste man dann zuerst leugnen. Es ist besonders zu bedenken, dass solche Kräfte sich von innen nach aussen entwickeln. Was auf dem religiösen Zentralgebiete durchgesetzt worden ist, dringt nur langsam zur politischen und sozialen Peripherie vor. Es bleibt deswegen doch eine feste Tatsache, dass jener Geist der Freiheit, der sich gegen die Menschen auf Gott allein beruft und in der neueren Zeit besonders auf dem Boden des Calvinismus gewachsen ist, die Haupttriebkraft der neueren Demokratie geworden ist. Schon das *eine* Wort: Nordamerika, genügt, um den wuchtigsten Beweis dafür zu leisten.

Es ist überhaupt nicht ganz leicht einzusehen, wie ein Kenner der Geschichte diese Zusammenhänge in Abrede zu stellen vermöchte. Auch sie liegen wirklich „taghell" vor uns, ich muss dabei bleiben. Man vergleiche doch nur, um wenigstens einige aus der Überfülle der hier in Betracht kommenden Tatsachen zu nennen, die Kirchenorganisationen des reformierten und des lutherischen Protestantismus: dort die Ältestenkollegien, hier die Kon-

---

[1]) Ich verweise hier u. a. auch auf folgende Autoren: Fleiner: *Entstehung und Umwandlung moderner Staatstheorien in der Schweiz;* Jellinek: *Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte;* P. Seippel: *Escarmouches* (wo eine Reihe von Essays das Thema berühren); Weingarten: *Die Revolutionskirchen Englands.* Vor allem aber möchte ich die Gelegenheit benützen, an den Mann zu erinnern, der doch in bezug auf die Herausarbeitung des Grundwesens des reformierten Christentums das Hauptverdienst hat, an Alexander Schweizer. Besonders kommt in Betracht sein Buch: *Die protestantischen Zentraldogmen* usw.

sistorialräte und Superintendenten. Erst in der neueren Zeit hat sich die lutherische Kirche formell demokratisiert, aber nach reformiertem Muster. Man beachte die Tatsache, dass das Freikirchentum seine gewaltige Ausdehnung und Macht ausschliesslich auf dem reformierten Boden gefunden hat. Dieses ist eben nicht wie das lutherische an den autoritären Staat gebunden. Das Freikirchentum ist aber überall demokratisch organisiert, was selbstverständlich noch nicht heissen will, dass es das Ideal der Demokratie darstelle. Ebenso bezeichnend ist das Gegenbeispiel: wo das Luthertum die Oberhand behielt, wie in der englischen Staatskirche, da blieb auch die monarchische Organisation. Man beachte die Tatsache, dass die wichtigsten der politischen Leitgedanken, die ein freieres Europa geschaffen haben, aus der gewaltigen Gärung der englischen Reformation des 17. Jahrhunderts geboren worden sind. Dass von dorther diese Gedanken nach Nordamerika und nach Europa gewandert sind, um hier, sich mit dem festländischen Fortwirkungen calvinischen Geistes verbindend, die französische Revolution geistig vorzubereiten, diese These Jellineks ist meines Wissens nicht widerlegt worden. Ich möchte Vischer bitten, mir zu sagen, woher denn wohl die demokratische Bewegung der letzten hundert Jahre ihre Gedanken bezogen hat, wenn nicht aus dieser Quelle? Freilich hat jene geistige Erhebung auch dem werdenden englischen Imperium Kraft zugeführt, und es liegt mir ferne, zu leugnen, dass in diesem von dem Gottesstaat, der doch eigentlich Cromwells Ziel war, oft wenig zu merken war. Aber ich behaupte, dass die Glut dieses Gedankens in der angelsächsischen Welt nie erstorben ist, dass sie immer wieder Grosses geschaffen hat. Wer etwas von der Geschichte des Kampfes um Gerechtigkeit und Menschlichkeit weiss und nicht bloss die dumme Fabel vom „Krämervolk“ und „perfiden Albion“, der hat die Beispiele zur Hand.

Auch heute liegt die Sache nicht anders. Dass *politisch* betrachtet das englische Imperium von einem Geiste der Autonomie getragen ist, das haben die Ereignisse der letzten Jahre wieder gezeigt. Dieser Geist allein hat es zusammengehalten. Es gilt aber vor allem auch in der höhern Sphäre der sittlichen und religiösen Ideale. Die Bestrebungen, die darauf ausgehen, *alle* Wirklich-

keit dem ethischen Ideal zu unterwerfen, finden in der Welt des reformierten Christentums den stärksten Widerhall, wie sie vom Luthertum her den stärksten Widerspruch erfahren. Sie verstehen sich dort sozusagen von selbst. Der Individualismus, der, in Gott beruhigt, die Welt gehen lässt, wie sie gehen mag, findet dort keinen Boden. Das Reich Gottes *auf Erden* wird dort immer mehr die zentrale religiöse Lösung. Dort wartet eine vulkanische Kraft auf den Tag der Befreiung.

Damit soll das Grosse und Herrliche, das dem Luthertum und dem Deutschtum, soweit es von ihm beeinflusst ist, eignet, nicht angetastet werden. Seine Wahrheit wird in der kommenden, religiösen Neuorientierung nicht fehlen dürfen. Es ist schliesslich gerade in seiner Einseitigkeit gross. Seine Grösse und seine Gefahr ist jener *Quietismus*, der, in Gott seines persönlichen Heils gewiss, zu der Welt Ja sagt und ihren nun einmal vorhandenen Ordnungen die religiöse Verklärung gibt. Daraus kann tiefster religiöser Idealismus erwachsen, aber auch furchtbarer Abfall von Christus zu Cäsar. Demgegenüber lebt und webt der reformierte Protestantismus in einem religiösen *Energismus*, dessen Ziel ist, dass die Welt dem Willen *des* Gottes gemäss gestaltet werde, der *heilig*, d. h. die Urmacht des Guten ist. Dieser Geist war in seiner alten Form für alte Zeiten und bleibt in neuen Formen für die neuen Zeiten auch der tiefste Grund aller wahren Demokratie.

4.

Wenden wir uns nun aber wieder der Lage der *Schweiz* zu. Vischer hat mich da wieder sehr schlecht verstanden, wenn er gegen mich einwendet, dass die grösste Gefahr uns von innen her komme. Das stand doch auch in meinem „Votum" klar genug zu lesen; auch gehöre ich zu denen, die über den Verdacht des nationalen Hochmutes erhaben sein sollten. Wenn Rade in der christlichen Welt auf Grund des „Votum" behauptet, ich hätte eine Wendung zum Nationalismus gemacht, so betrachte ich dies als eine üble Entgleisung. Was für eine Begriffsverirrung liegt hier vor! Es ist doch gerade das Ziel des Internationalismus, dass jedes Volk, klein und gross, unangetastet sein eigenes Leben in Freiheit führen dürfe. Dazu bekennt sich jeder Sozialist und

auch jeder Anarchist. Wenn ich meine, die Schweiz könnte noch eine sehr grosse Aufgabe haben, so ist das nicht Nationalismus.[1]) Ich bin doch nicht so töricht, zu meinen, die Schweiz sei das auserwählte Volk. *Jedes* Volk ohne Ausnahme hat eine Berufung und jede solche Berufung ist in sich unendlich. Vor dieser Berufung muss es freilich nicht hochmütig, sondern erst recht demütig werden, aber ich meine, dass gerade das Bewusstsein einer grossen Aufgabe am ehesten Demut erzeuge. Es ist die Leere, die Hochmut erzeugt. Wenn es einen Schweizer gibt, dem man am wenigsten patriotische Verherrlichung des eigenen Volkes vorwerfen kann, so trete ich mit dem Anspruch auf, dieser Schweizer zu sein. Aber gerade, weil ich mich veranlasst fühle, gegen das aufzutreten, was jetzt in der Schweiz herrscht, und der patriotischen Selbstverblendung nach dem Masse meiner Kraft und Einsicht entgegenzutreten, fühle ich mich auch gedrängt, das Grosse zu zeigen, das ihr gegeben worden ist und wieder gegeben werden kann. Beides gehört zusammen.

Ich halte an einer im tiefsten Sinn des Wortes selbständigen Schweiz fest, solange ich kann. Ich muss, unter Schmerzen, für sie kämpfen. Ich denke, seit jenes „Votum" abgegeben worden ist, haben sich in der Schweiz Dinge ereignet, die jedem gezeigt haben sollten, wie weit es mit uns gekommen ist. Dabei erleben wir das Schauspiel, dass die deutsche Schweiz der welschen heftig ihre mangelnde Neutralität vorwirft und gar nicht merkt, wie es mit ihr selber steht. Täuschen wir uns nicht: die „Versöhnung", die man nun herbeigeführt hat, bietet wenig Bürgschaft der Haltbarkeit. Wenn es auf der bisherigen Bahn weitergeht, so kommt

[1]) Was *Nationalismus* eigentlich sei, ist natürlich nicht so leicht zu sagen. Der Begriff ist, so wie er gewöhnlich gebraucht wird, unbestimmt wie alle diese „Ismen". Indessen dürften doch wohl die folgenden Merkmale entscheidend sein: Wir haben Nationalismus, zum Unterschied von der einfachen Vaterlandsliebe, in dem Masse vor uns, als alle Werte, die für ein Volk in Betracht kommen, in erster Linie daraufhin angesehen werden, ob sie die Macht und Ehre dieses Volkes erhöhen. Dazu müssen wir wohl noch die Tendenz fügen, dieses Volk zum Mittelpunkt der Geschichte zu machen, es zu vergotten. Eine sittlich richtig orientierte Liebe zum eigenen Volk und Vaterland wird umgekehrt dieses vor das sittliche Ideal stellen, vor dem es zuerst klein werden müsste, wenn es gross werden soll, und wird fremden Völkern und Vaterländern mindestens den gleichen Wert einräumen.

eines Tages doch, vielleicht ganz unerwartet, ein Stoss, der unser Schweizerhaus umwirft. Wir können uns nicht kritiklos fremden Einflüssen überlassen und doch wir selbst bleiben. Entweder das Eine oder das Andere. Wir können nicht die politische Auffassung feindlicher Nachbarvölker annehmen, die Welschen die französische und die Deutschen die deutsche, wir können nicht politische, soziale, religiöse Theorien aufnehmen, die im Wesen dem widersprechen, was die Schweiz trägt, ohne dass wir eines Tages ernten, was so gesät worden ist. Gewiss gibt es bei uns nur in den Köpfen einiger sogenannten Schweizer, die eigentlich Alldeutsche sind, Imperialismus als eigene politische Tendenz; ein Schweizer müsste ja geisteskrank sein, wenn er von einem *schweizerischen* Imperialismus träumte; aber es gibt Bewunderung fremden Imperialismus, gibt Vergötterung von Macht und Glanz und Erfolg der grossen Nachbarn, gibt Servilismus gegen sie bis zur Niederträchtigkeit; es gibt Duodez-Militarismus und -Reaktion, Unglauben in bezug auf höhere Ziele des Volkslebens, Abfall vom Schweizertum. Wenn Vischer sie nicht kennt, beneide ich ihn fast, mir haben sie namentlich in diesen Kriegsmonaten das Herz oft unendlich traurig gemacht, oft mir auch die Seele mit Zorn und Ekel bis zum Rand gefüllt. Es beängstigt mich, dass Vischer das alles nicht sieht. Weiss er nichts von dem Treiben der Neuschweizer, die sich als Vertreter des Schweizertums ausgeben? Hat er nicht gemerkt, wie sie im Ausland ihre Mitschweizer denunzieren? Hat er nicht bemerkt, wie Schweizer, die noch eine eigene Meinung nicht nur zu haben, sondern auch auszusprechen wagen, von Deutschland und der deutschen Schweiz aus Schmähfeldzüge ohne Ende und jegliche Niederträchtigkeit erfahren müssen? Macht ihm die Art und Weise, wie unsere Presse, einfältig der deutschen nachredend, England behandelt hat, nicht zu schaffen? Ich habe Abfall von der Schweiz erlebt, der mich wahrhaft erschreckte. Hat Vischer solches nicht erlebt?[1]) Fühlt er nichts von dem, was ein Mensch, der sich in diesem knechtseligen Geschlechte noch *Freiheitssinn* bewahrt hat, heute fühlen muss? Ich für meine Person gehöre zu den seltsamen Menschen, die

[1]) Ich mache ihn u. a. auf Emil Steiner: *Wesen und Ursprung der Stimmen im Sturm* aufmerksam. Da findet er einige Proben dieses Geistes.

mitten im Zeitalter der Technik und der Masse, der Zeitungsherrschaft und Bewunderung des Erfolges nicht leben können ohne Freiheit. Ich mag am wenigsten eine Schweiz ohne Freiheit, eine feige, servile Schweiz, deren Selbständigkeit eine Farce ist. Darum habe ich einiges von dem gesagt, was mir lange genug das Herz erfüllt hatte.

Und nun kommt Vischer und klagt mich an, die deutschen Kollegen beleidigt zu haben. Dabei hat er einen Ausdruck auf eine Weise missdeutet, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Wenn ich sage, dass heute ein tüchtiger deutscher Professor in neun von zehn Fällen ein „Mehrer des deutschen Reiches" sei, so zeigt der ganze Zusammenhang deutlich genug, dass damit nicht etwa bewusste politische Propaganda für das deutsche Reich gemeint ist, sondern nur dies allein, dass heute das reichsdeutsche Geistesleben ganz anders als früher vom nationalpolitischen Empfinden beherrscht sei und dass dadurch ganz von selbst ein akademischer Lehrer für Deutschland werbe, genau so wie ein echter Schweizer im Auslande für die Schweiz wirbt, nur mit dem Unterschiede, dass wir niemand gefährlich sind. Es ist wirklich nichts Beleidigendes dabei. Es wird nur die Tatsache festgestellt, dass wir Schweizer uns in einer bedenklichen Gefahr zu grosser geistiger Abhängigkeit befinden. Das ist — es sei nochmals gesagt — nicht die Schuld der Deutschen, sondern die unsrige. Wir sind darum allen fremden Hochschullehrern dankbar für das, was sie uns geben. Wir wünschen keinen weg, sehen auf keinen scheel. Allerdings wünschen wir, dass wieder mehr Schweizer sich auf den Beruf des akademischen Lehrers rüsteten. Das ist aber gewiss ein Wunsch, den niemand übel nehmen kann. Wir wünschen noch dringender, dass mehr schweizerischer Geist und schweizerische Eigenart unter uns wäre, damit das jetzige Verhältnis von Geben und Nehmen sich etwas veränderte. So wie es jetzt ist, ist es nicht in Ordnung. Es fiel mir sehr schwer, dies zu sagen. Es geschah zuerst auch gänzlich nur unter Schweizer Kollegen mit Ausschluss der Öffentlichkeit. Ich setze, indem ich redete, sehr viel ein. Ich fühle tief das Tragische, dass wir uns scheinbar unfreundlich gerade gegen Deutschland wenden müssen, aber es musste gesagt werden. Die Schweiz muss erhalten bleiben, davor müssen blosse

Höflichkeitsrücksichten zurücktreten. Ich habe stark betont, dass wir uns an den deutschen Kollegen freuen, auch am Besuch deutscher Hochschulen und was dazu gehört, und muss bitten, darin so gut ernst genommen zu werden, wie im Andern. Es *ist* mein Ernst!

Aber wenn Vischer zwar zugibt, dass unsere Studenten auch etwa anderwärts als bloss in Deutschland und der deutschen Schweiz studieren sollten, dann jedoch hinzufügt, sie würden dabei aber entdecken, „dass sie nicht nur evangelische Christen und Schweizer, sondern auch *Deutsche*[1]) sind", so frage ich erstaunt: wie, Deutsche? Ich habe doch gemeint, wir seien *Schweizer*, dazu Menschen und vielleicht Christen — aber Deutsche? Meine Muttersprache und die meiner Vorfahren seit vielen Jahrhunderten (soweit ich etwas von ihnen weiss) ist deutsch, und ich bin mit deutscher Kultur aufs innigste verbunden, aber nie fiele es mir ein, mich einen Deutschen zu nennen. Es liegt in diesem: „Wir sind Deutsche" die ganze Gefahr, die uns an diesem Punkte droht. Man bedenke einmal, was für einen Eindruck es auf uns machen würde, wenn ein Hochschullehrer der welschen Schweiz von deren Studenten sagen würde: „Sie sollen nur nach Berlin, Marburg, Heidelberg gehen, sie werden dabei entdecken, dass sie nicht nur evangelische Christen und Schweizer, sondern auch *Franzosen* sind"? Wir würden erschrecken, den Kopf schütteln. Mit diesem Ausspruch wird Vischer eine rechte Veranschaulichung der Gefahr, die ich geschildert habe. Nein, wir sind nicht Deutsche, wir sind Schweizer. Der grössere Teil von uns Schweizern spricht freilich deutsch, aber wir haben hoffentlich etwas, was weit über diesen Umstand hinausgeht, eben unser Schweizertum, das nicht erlaubt, dass die einen von uns Deutsche, die andern Franzosen und die dritten Italiener heissen. Wir lieben und ehren als Schweizer besonders auch die Reichsdeutschen (von denen wir sehr viel Gutes, allerdings nicht das *Beste*, empfangen haben), manche von uns sogar diese am meisten, bleiben aber Schweizer und wollen dafür kämpfen, dass wir wieder eine wirkliche Schweiz bekommen, damit diese der *Menschheit* das leisten könne, was gerade sie leisten kann und soll.

---

[1]) Von mir gesperrt.

Die geistige Untergrabung der Schweiz

Eine Antwort an die Basler Theologen

von PROF. L. RAGAZ, Zürich

Die größte Gefahr für die Schweiz ist nicht die mititärische und auch nicht einmal die wirtschaftliche, so groß auch diese letzte sein mag, sondern die geistige. Sie besteht darin, dass uns die geistigen Grundlagen, auf denen die Schweiz ruhen muss, wenn sie bestehen will, zum großen Teil entzogen worden sind und weiterhin entzogen werden. Das ist die These, die ich in meinen Aufsätzen in *Wissen und Leben* vertreten habe, nicht etwa nach ihrem ganzen Sinn und Umfang, sondern nur nach einer bestimmten Seite hin. Ich halte es für wichtig, dass neben all dem andern Berechtigten und Notwendigen, das über die heutige Lage und die Zukunft der Schweiz in diesen Jahren geschrieben worden ist, auch diese Wahrheit ausgesprochen und bedacht werde, ja, es ist in meinen Augen schließlich *die* Wahrheit, die Wahrheit, auf die es letztlich ankommt, worin alle andern zusammenlaufen, worin vielleicht auch alle andern ihre Wurzel haben. Ein Teil dieser Gefahr, nur ein Teil, besteht darin, dass sich die deutsche Schweiz von Deutschland her durch religiöse, sittliche und politische Theorien überfluten und bestimmen lässt, die, wenn mit ihnen Ernst gemacht wird, unser Schweizertum einfach aufheben, und dass wir überhaupt in unserer geistigen Verödung und Verarmung wehrlos fremdem Geist verfallen. Unser Heil besteht in einer geistigen Ermannung und Erhebung, das war und ist mein ceterum censeo; das ist die Wahrheit, die ich auf den Leuchter stelle und mir durch keinen gelehrten und andern Staub verdunkeln lasse.

Es hat sich ja gegen diese Äußerungen ein ziemlicher Sturm erhoben. Dass er hauptsächlich aus dem Theologenwinkel kommt, bestätigt nur das, was ich über den Geist eines Teiles unserer Theologenwelt gesagt habe. Auch dass er am stärksten von Basel her bläst, ist leider nicht verwunderlich, und endlich — leider — auch das nicht, dass diese Polemik zum großen Teil in dem Stil geführt wird, der nun einmal in theologischen Auseinandersetzungen

üblich ist. Ich denke dabei weniger an die in *Wissen und Leben*, als an die anderwärts erschienenen Angriffe. Mit einem solchen Kampf wäre niemand unter uns gedient. Darum setze ich mir in diesem Schlusswort nur das *eine* Ziel: das Grundproblem, um das es sich handelt, nochmals in aller Klarheit herauszustellen und es wenn möglich noch weiter zu erläutern und zu vertiefen. Es tritt in der Tat aus den verschiedenen Äußerungen meiner Gegner auf bedeutsame Weise hervor.

I.

Ich beginne mit Professor Vischer. Er hat mir besonders übel genommen, dass ich ihn bei dem *„Auch Deutsche"* behaftet und scheint anzudeuten, dass ich ihn da nicht bona fide ausgelegt habe. Dagegen erhebe ich den lebhaftesten Einspruch. Gerade seine Antwort zeigt mir, dass ich ihn ganz genau verstanden habe, jedenfalls besser als er mich. Selbstverständlich habe ich ihm nicht auf Grund jener Aussage das Schweizertum absprechen wollen, selbstverständlich kommt es mir auch nicht auf das *Wort* als solches an. Aber das Wort bezeichnet die Gefahr, die uns droht und wer es so braucht wie Vischer, wird zu einer Erläuterung dieser Gefahr.

Es steckt nämlich in diesem Worte ein Betrug — jener Betrug, der uns in diesen Jahren so stark verführt hat, und den ich *die Verwechslung des kulturellen und des politischen Deutschtums nennen möchte.* Wenn ich sage: „Ich bin ein Deutscher" (was ich zwar nie sagen werde!), so kann ich damit meinen: „Ich rede deutsch, bin aus deutschem Stamm erwachsen, habe mich an der mit der deutschen Sprache verbundene Kultur genährt und fühle mich damit innig verbunden." Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden, so darf ein guter Schweizer selbstverständlich reden. Aber handkehrum kann dies auch bedeuten: „Ich gehöre auf die reichsdeutsche Seite; ich bin politisch mit Deutschland verbunden, ich habe, wenn es mit andern Völkern in Kampf gerät, seine Sache zu vertreten, seine Losungen anzunehmen, mich für es zu begeistern und gegen seine Feinde zu empören." Sobald ich es so meine, habe ich mein Schweizertum aufgegeben. Es ist eben zu bedenken, dass „Deutschtum", „Deutsche Kultur" heute fast aus-

schließlich von einem Volke getragen werden, das eine einheitliche *politische* Macht von ganz bestimmtem Gepräge ist und dass dieses Volk, wenn es sein Deutschtum betont, heute meistens auch bestimmte politische Gedanken und Gefühle damit verbindet. Auf diese Tatsache, die so oft übersehen wird und die doch so wichtig ist, habe ich nachdrücklich hinweisen wollen. Sie wird von denen vergessen, die bloß jenes Deutschtum im Auge haben, das eine rein ideale, unpolitische Macht war und ist und nun, in der Meinung, dass es sich auch heute bloß um dieses Deutschtum handle, nicht bloß für dieses „Sympathien" haben, sondern blindlings *politisch* Partei nehmen. Weil wir jene Tatsache vergessen, liefern wir uns ohne Nachdenken einer Macht aus, die auch politische Bedeutung hat und die in einer kritischen Stunde sich plötzlich als solche enthüllen kann. Wir öffnen „deutschem" Geiste Tür und Tor und finden uns eines Tages als „Reichsdeutsche" wieder.[1])

Ist das etwa eine bloße Konstruktion, die vielleicht gar aus deutschfeindlicher Gesinnung entsprungen wäre? Nein, es ist leider eine sehr greifbare Tatsache. Diese Verwechslung spielt während dieses Krieges eine grosse Rolle. Auf Weg und Steg hören wir die Rede von der deutschen Kultur, der wir angehören mit der Schlussfolgerung: „Also halten wir mit Deutschland!" Als ob man nicht echte deutsche Kultur (die freilich nicht in Organisation und 42 cm-Kanonen besteht!) und dazu das deutsche Volk als solches aufs innigste lieben und schätzen und sich dabei doch ein selbständiges Urteil über Sinn und Ursache dieser europäischen Tragödie wahren könnte. Man ist, wenn man so spricht, ich wiederhole es, kein Schweizer mehr, sondern ein Deutscher, „auch ein Deutscher", und zwar ein Reichsdeutscher. Das ist der Betrug, der in dem Worte: „Auch Deutscher" liegt und vor dem man nicht genug warnen kann. Nochmals: nicht im *Worte* liegt die Gefahr, aber in der damit bezeichneten *Sache*. Es ist eine Gefahr zum Tode. Die Gefahr besteht nicht nur während des Krieges, sondern noch mehr während des Friedens. Es ist die Gefahr einer kulturellen Eroberung der Schweiz, die sich über Nacht auch als eine politische erweisen würde.

[1]) Auf die Beurteilung Deutschlands und meine eigene Stellung zu ihm werde ich später noch eingehen.

Ob die romanischen Schweizer sich „Franzosen“ oder „Italiener“ nennen wollen, ist eine Sache, über die sie sich am besten selbst aussprechen. Ich glaube vorläufig, dass die paar Beispiele, die Vischer nennt, ebensowenig zu bedeuten haben, als die aus der deutsch-schweizerischen Literatur angeführten. Es ist eben auch dabei nicht zu vergessen, dass zu der Zeit, wo diese Ausdrücke von Vinet auf der einen und von Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer auf der andern Seite gebraucht wurden, die politischen Verhältnisse noch ganz anders aussahen als heute und daher das *politische* Missverständnis fern lag. Heute haben wir Ursache, unsere Ausdrücke sorgfältiger zu wägen. Tatsächlich wird ein Schweizer heute nur dann sich einfach einen „Deutschen“ nennen, wenn er alldeutsch ist. Ich würde es für meine Person aber auch aufs schärfste tadeln, wenn ein romanischer Schweizer sich einen „Franzosen“ oder „Italiener“ nennte. Nur ist mir das nie begegnet.

Es bleibt freilich dabei: auf das Wort kommt es nicht an. Da meint nun aber Vischer, das Wort sei um so harmloser, weil in der Sache die Gefahr nicht so groß sei. Er fürchtet ein politisches Aufgehen in einen der großen Nachbarstaaten mehr für die Romanen als für die Deutschschweizer. Diese seien durch ihr *republikanisches* und *demokratisches* Denken gegen das Verfließen in das monarchische Deutschland gesichert. Als ich dies las, habe ich mir an den Kopf greifen müssen. Und das schreibt ein Mann von Vischers kritischer Art! Als ob nicht gerade das die Frage wäre, die uns bewegt, ob nicht diese republikanische und demokratische Art in unsrem Schweizerlande, besonders unter den „Intellektuellen“, fast unsichtbar geworden sei, als ob nicht dies meine und mancher andern Angst wäre, dass wir bei unserer geistigen Ermattung von Deutschland her mit Theorien und Empfindungen überflutet werden, die republikanisches und demokratisches Denken an den Wurzeln töten. Ja freilich, *wenn* dieses republikanische und demokratische Wesen vorhanden wäre, dann bestünde unser ganzes Problem nicht, dann wäre auch das Verhältnis zu Deutschland in der Ordnung: ein Verhältnis der Achtung und Liebe, aber der Selbständigkeit. Darum ist aber auch nach meiner Ansicht das der Welschen zu Frankreich und ihre Stellung zum Weltkrieg überhaupt im großen und ganzen in der Ordnung. Gewiss könnte und sollte es sich

oft zu einer größern Höhe erheben, gewiss ist Übertreibung dabei, kommen Entgleisungen vor. Aber wir müssen froh sein, dass es noch irgendwo Schweizer gibt, bei denen das berechnende Philistertum nicht alles geistige Temperament verschlungen hat, und im übrigen sind die welschen Übertreibungen zum großen Teil eine Folge der deutsch-schweizerischen. Die unsrigen sind sehr viel größer. Das möchte ich gegen Vischer kräftig behaupten. Es sind auf unserer Seite eine ganze Reihe von zum Teil sehr wichtigen Vorkommnissen zu nennen, für die es in der welschen Schweiz kein Pendant gibt. Soll ich sie wohl etwa aufzählen? Man muss schon sehr stark auf der andern Seite der „Bidassoabrücke“ stehen, wenn man dies nicht sieht. Wir haben den Welschen allen Anlass gegeben, sich aufzuregen. Wären wir anders gewesen, so hätten auch sie sich ungleich ruhiger eingestellt. Denn wer die welsche Schweiz kennt, der weiß, dass es dort gerade bei den Besten keine grundsätzliche Feindschaft gegen Deutschland gibt, wie er auch weiß, dass man dort nicht im geringsten im Sinne hat, in Frankreich aufzugehen. Man hält in diesem Kriege zu Frankreich, weil man es im Rechte glaubt, weil man seine Zermalmung als namenloses Unglück und eine deutsche Herrschaft über Europa für den Untergang der Schweiz hielte. Das sind jedenfalls, ob man sie nun für richtig oder unrichtig halte, gut schweizerische, republikanische, demokratische Gedanken. Es ist in der welschen Schweiz überhaupt mehr schweizerisches, republikanisches Denken übriggeblieben als bei uns. Warum? Weil dort mehr *Geist* übriggeblieben ist, vielleicht auch, weil man noch etwas vom Geist Calvins verspürt.

Und das ist's: Der Geist, nicht das Blut! So gehört zu dem Kneuel von Betrug, der jetzt die Geister verwirrt, diese Rede von dem „Blute“, das die Stellung der einzelnen Menschen und Bevölkerungsgrenzen zu den heutigen Geschehnissen bestimme. Dagegen spricht neben vielem andern die bekannte Tatsache, dass im Jahre 1870 die welsche Schweiz ebenso entschieden auf der deutschen Seite stand, wie die deutsche auf der französischen. Nein, nicht das Blut ist es, das den Ausschlag gibt, sondern die Gesinnung, die Idee, auch für die Stellung zum heutigen Krieg! Damit bin ich auf den Punkt gekommen, wo der Gegensatz zwischen Vischer und mir seinen grundsätzlichsten Ausdruck findet, freilich so, dass er dabei nicht

eine so bestimmte Haltung einnimmt, wie ich. Er betont immerhin die Bedeutung des Blutes für den Zusammenhang unter den Menschen und betont namentlich die Bedeutung der *Sprache*. Das Volk, mit dem zusammen wir die gleiche Sprache sprächen, dürfe uns auf besondere Weise in Anspruch nehmen. Diese Meinung entspricht nun zwar der üblichen Denkweise, die gerade während des Krieges wieder sehr laut hervorgetreten ist, aber ich halte sie für ein schädliches Dogma. Selbstverständlich werden wir alle dem „Blut", d. h. den naturhaften Mächten und Tatsachen Rechnung tragen, und ich denke, dass ich mir oft genug habe müssen sagen lassen, ich tue das zu sehr; so werden wir auch die Werte kennen und empfinden, die mit der Sprache verbunden sind. Aber uns bleibt das für die Gestaltung des *Menschenlebens* und *Menschentums* Entscheidende der Geist und nicht die Natur. Eine *Kultur* schafft auf der Grundlage der Natur der *Geist*. Darum ist das, was menschliche Gemeinschaft auf wahrhaft menschliche Weise und auch am tiefsten bindet, nicht das „Blut", sondern die „Idee". Die Art und Weise, wie sich ein Mitmensch zu Gott und zum Menschen stellt, wie er Leben und Welt im Tiefsten empfindet und behandelt, ist für mein Verhältnis zu ihm ganz ungleich wichtiger, als die Sprache. Es spricht vielleicht Einer meine Sprache und spricht sie nur, um mit jedem Wort alles, was mir Wahrheit und Heiligtum ist, zu beleidigen, und ein Anderer, mit dem ich kaum einige Worte in seiner Sprache radebrechen kann, ist mir Freund und Bruder. Was habe ich davon, um Vischers Beispiel zu brauchen, dass ich mit einem Menschen durch die Sprache der Bibel verbunden bin, wenn er aus der Bibel das Gegenteil von dem macht, was sie nach meiner Überzeugung sein will? Da ist mir doch der näher, der sie in einer andern Sprache liest, sie aber so versteht, wie ich. Wer das alles nicht weiß, „der versteht", um Vischers Worte gegen ihn selbst zu kehren, auch „nichts von den geheimsten Tiefen des geistigen Lebens". Gemeinsame Ideale, gemeinsame Geschichte, gemeinsames Glauben und Lieben, das sind Mächte, die ungleich stärker zusammenbinden, als gemeinsame Sprache. Diese bindet nur da am stärksten, wo die Kultur der Natur noch nahe steht, aber es gehört gerade zum Aufbau einer wirklich menschlichen Kultur, dass die Menschen immer mehr im Elemente des *Geistes*

verbunden werden, der zugleich die *Freiheit* ist. Die Muttersprache, die auf der einen Seite allerdings eine Frucht der Kultur ist, ist auf der andern doch ein Teil unserer Naturgebundenheit. Schon dadurch, dass wir eine andere Sprache lernen, überwinden wir ein Stück dieser Gebundenheit, werden wir mit andern Menschen und Kulturen verbunden, werden wir freier, geistiger, *können* es wenigstens werden. Es gibt aber eine Sprache, die schon jetzt über die ganze Menschheit hin geht und aus dieser erst eine Menschheit macht, das ist eben die Sprache der Idee. Ich denke, das sollten gerade Theologen wissen. Was sie verkündigen, ist doch eine Macht, die über das bloß Naturhafte hinausgeht, eine Macht, die von oben her verbindet, was von unten her getrennt ist; ihnen steht es besonders schlecht an, wenn sie so wie heute ihrer viele tun das „Blut" predigen, statt den „Geist". Ich denke, das Pfingstfest redet vom Geist, nicht vom Blut.

Das ist auch das Losungswort gerade für die Schweiz. Es sollte nun doch jedem Nachdenkenden klar geworden sein, dass wir auseinanderfallen, wenn wir uns nach dem „Blute" orientieren. Dann fällt ein Teil nach Frankreich und Italien und ein Teil nach Deutschland. Darüber helfen uns die Reden von der Schönheit der Verbindung mehrerer Kulturen nicht hinweg. Wir mögen diese verschiedenen Kulturen behalten, aber wir müssen etwas haben, was *darüber* steht, ein höheres Element, das jene Kulturen zur Nebensache macht. Was soll dieses Höhere sein? Etwa unser Schweizertum? Aber worin soll denn unser Schweizertum selbst bestehen? Etwa darin, dass wir Schweizer heißen und einen einigermaßen selbständigen Staat haben? Das wäre ein leeres Gefäß, das auch bald in Stücke ginge. Nein, es muss ein besonderer geistiger Wert und Gehalt sein und es muss eine Atmosphäre sein, die diese erhält, und diese Atmosphäre muss geistiger Art sein. So entsteht das Schweizertum, das uns völlig selbständig macht und das uns auch groß machen kann. *Das* ist's, was uns bisher getragen und alles Große, das bei uns geworden ist, vollbracht hat, das ist, was wir weiterhin in neuer Gestalt bedürfen: Geist, Geist, der Schweizertum zeugt und erhält.

Das bedeutet nun nichts weniger als die „Ausschließlichkeit", die mir Vischer vorwirft, vielmehr ist auch hier der wahre Sachverhalt

umgekehrt. So lange man nur die verschiedenen „Kulturen“ hat, die man dann „versöhnen“ will, bleibt man im Unsichern und Leeren. Entweder man liebäugelt dann mit einer der vorhandenen Kulturen und politischen Mächte und möchte am liebsten ganz mit dieser verbunden sein oder man hat mit der „Versöhnung“ so viel zu tun, muss Angst haben, dass man zu weit nach der einen Seite gerate und wird dann ausschließlich, bloß schweizerisch und damit arm. Liegen nicht diese beiden Entwicklungen heute deutlich vor uns? Der von mir für richtig gehaltene Weg ist der umgekehrte: wir müssen etwas *Eigenes* sein, etwas in sich Geschlossenes, müssen gleichsam eine geistige Volkspersönlichkeit sein, aber dieses Eigene muss aus einem *Allgemeinen* stammen, eben aus der allgemein menschlichen Wahrheit, der geistigen, sittlichen, und uns dann wieder zu ihr hinausweisen. Dann werden wir weder ängstlich uns in uns selbst abschließen, noch uns nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnen, sondern frei und stark dastehen, von allen Seiten nehmen und nach allen Seiten geben, durch beides nur gefördert; wir werden national sein, weil wir international sind und wir werden international sein, weil wir national sind.

II.

Nach meiner Auseinandersetzung mit Vischer reiche ich ihm die Hand, in der Hoffnung, dass wir am Schlusse nicht allzu weit voneinander stehen und gehe zu Professor Wernle über.[1]) Da entsteht zuerst die Frage, was für einen Sinn die Auseinandersetzung mit einem so ausgesprochenen Gegner haben kann. Für rein gelehrte geschichtliche Erörterungen werden nur wenig Leser großes Interesse haben und noch weniger würden an „persönlichem“ Streiten Geschmack finden.

Aber diese Auseinandersetzung hat doch einen guten Sinn und ist kein Zufall. Denn hier gewinnt der Gegensatz, um den es sich handelt, seinen tiefsten Ausdruck. Wernle ist es ja, der mit mehr Energie und Erfolg als irgend ein Anderer das vertritt, was ich in diesen Aufsätzen bekämpfe. So kann nun manches klar werden und namentlich eine Antwort auf die Frage erfolgen, die

[1]) Vgl. *Wissen und Leben* No. 15.

aus der Verhandlung mit Vischer aufgestiegen ist: was es denn sei, das die Schweiz und das Schweizertum zu tragen vermöge?

Ich habe behauptet, die wichtigste Kraft dieser Art sei in der Vergangenheit der Geist des reformierten Christentums, besonders des Calvinismus, gewesen, und habe erklärt, dass etwas Ähnliches uns wieder werden müsse. Wernle bestreitet zunächst diese historische Behauptung. Hier muss die Verhandlung beginnen.

Eine Vorbemerkung ist leider nötig. Ich muss zunächst hervorheben, dass ich meine geschichtlichen Andeutungen durchaus nicht als eigenes Fündlein vorgetragen habe. Ich habe bloß eine historische These ausgesprochen, die von einer großen Anzahl von Fachmännern vertreten wird. Diese sind zum großen Teil Wernle nicht nur als Historiker überhaupt ebenbürtig, sondern ihm auch in der Kenntnis des besondern Gegenstandes mindestens gewachsen. Was ich getan, hat sich darauf beschränkt, dass ich diese historische These benutzt habe, um damit ein Gegenwartsproblem zu erhellen. Ich bin dabei von der Voraussetzung ausgegangen, dass auch einer, der nicht als Historiker abgestempelt ist und keine Professur für Kirchengeschichte bekleidet, gelegentlich ein historisches Urteil aussprechen dürfe, ohne es zuerst einem Ober-Zensor vorzulegen. Es wäre also nicht unbedingt notwendig gewesen, dass Wernle, seiner schriftstellerischen Gewohnheit getreu, mir wiederholt erklärt hätte, ich verstehe von diesen Dingen nichts. Das regt mich zwar keineswegs mehr auf, so wenig als andere Bestandteile, die er seiner Polemik beizumischen pflegt. Ich habe über Dinge geredet, die mich durchs Leben begleitet haben, die vieljähriger Gegenstand meiner Studien und namentlich auch meines Erlebens gewesen sind. Es stünde ja schlimm mit mir, wenn „diese Dinge mir im Grunde gänzlich fremd wären". In Wirklichkeit sind die Probleme, um die es sich bei diesen Auseinandersetzungen handelt, mit meinem ganzen Denken und Wollen aufs allertiefste verbunden. Ich werde Wernle den Vorzug nicht bestreiten, mehr kirchengeschichtliche Einzelkenntnisse als ich zu besitzen, mache aber dafür auf den andern Vorzug Anspruch, dem reformierten Christentum sehr viel näher zu stehen, als er. Ich habe stets den Eindruck gehabt, dass er Luther ungleich besser verstehe, als Calvin. Jedenfalls ist sein Urteil nicht ohne weiteres das geschichtlichere, wissenschaftlichere.

Er hat sich zu einem leidenschaftlichen Verteidiger des Bestehenden entwickelt. Darum sieht er die Geschichte mit der Brille des kirchlichen und politischen Konservatismus, darum hat er aber auch nicht Grund, uns Andern den Vorwurf zu machen, wir seien Geschichtskonstrukteure. Nebenbei: was soll denn dies heißen? Sollen wir darauf verzichten, in der Geschichte große Zusammenhänge zu suchen? Sollen wir nicht dem Werden und Wachsen der Ideen nachgehen dürfen? Soll Geschichte bloß eine Anhäufung von sogenannten Tatsachen sein? Als ob nicht, wie jüngst in dieser Zeitschrift gezeigt wurde [1]), schon bei der Auswahl der Tatsachen „Konstruktion" waltete! Wir wollen zugeben, dass wir Andern uns freuen, wenn uns aus der Geschichte des Calvinismus unsere demokratischen Ideen entgegentreten, aber Wernle ist darum noch nicht objektiver als wir, wenn er darin seine konservativen wiederfindet.

Weil ihm „diese Dinge im Grunde gänzlich fremd sind", findet er nicht den rechten Schlüssel dazu und behandelt sie methodisch auf eine Weise, die bei einem Historiker Verwunderung erregen muss. Höchst ungenügend ist es schon, wenn er ein so starkes, ja fast entscheidendes Gewicht darauf legt, ob in der persönlichen Haltung und den Aussprüchen der Reformatoren das Demokratische mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck komme. Als Historiker müsste er wissen, wie wenig das bedeutet. Eine geistige Bewegung kann in ihrer Weiterentwicklung Formen annehmen, die auf den ersten Blick das Gegenteil ihrer ursprünglichen Art zu sein scheinen und doch mit innerer Notwendigkeit aus ihrem Wesen erwachsen sind. Wer würde zu leugnen wagen, dass der Marxismus etwas Wesentliches mit Hegel zu tun habe, bloß darum, weil sich bei Hegel keine Andeutung von Sozialismus oder Geschichtsmaterialismus findet? Wer so verfahren wollte, erführe wenig von dem, was doch ein Hauptgegenstand aller Geschichtsforschung sein muss: der Entwicklungsgeschichte der Ideen. Richtigere Methode dürfte doch wohl sein, aus den Gestaltungen, die eine Bewegung im Laufe ihrer Geschichte angenommen hat, auf ihre ursprüngliche Art zurückzuschließen und aus ihrem entfalteten Zustand den Sinn des unentfalteten zu gewinnen.

[1]) Adolf Keller: *Tatsachen und ihre Deutung* (*Wissen und Leben,* Heft 18 vom 15. Juni).

Vielleicht noch auffallender ist es bei einem Historiker, wenn er aus der Tatsache, dass eine Idee im Verlaufe einer geschichtlichen Bewegung manche höchst unvollkommene Verwirklichungen erfährt, auf ihre Abwesenheit schliesst. Was würde dann aus der Geschichte des Christentums? Bei der Methode, die Wernle auf die Untersuchung des Verhältnisses von Calvinismus und Demokratie anwendet, wäre es zum Beispiel ein Leichtes, zu beweisen, dass die Aufhebung der Sklaverei nichts mit dem Christentum zu tun habe. Es könnte ja gezeigt werden, dass in der Botschaft Jesu selbst und im neuen Testament diese Forderung nicht gestellt wird, dass sie auch im Urchristentum nicht gestellt worden ist, ja, dass es noch im Jahr 1861 in einem großen christlichen Lande eine Masse von Predigern gegeben hat, die mit der Bibel in der Hand das göttliche Recht der Sklaverei verfochten und dass die Sklaverei selbst dort noch bestand. Das wäre dann ein Geschichtsverständnis — nun sagen wir: eben im Geiste jener christlichen Prediger der Sklaverei. Zu so dürftigen Methoden greift man bloß, wenn man um jeden Preis nicht zu gewissen Ergebnissen gelangen will, die einem nicht lieb sind.

Mit dem gleichen Hauptmangel hängt die äußerst oberflächliche Fassung zusammen, die Wernle dem Begriff der *Demokratie* gibt. Diese scheint ihm mit Gleichmacherei und Revolution zusammenzufallen. Natürlich — denn wenn er von Demokratie eine tiefere Auffassung hätte, dann müsste er eben ein anderer sein als er ist. Bei dieser Auffassung von Demokratie ist es dann leicht, sie den Reformatoren selbst und der ganzen von ihnen ausgegangenen Bewegung abzusprechen. Wir andern erscheinen dann als solche, die sich Zwingli und Calvin als moderne Schlapphutdemokraten vorstellten. Dazu haben wir nun selbstverständlich keinen Anlaß gegeben. Wir erkennen vielmehr das demokratische Prinzip überall da, wo das Bestreben waltet, möglichst Viele, ja Alle, an bestimmten Lebensäußerungen und Lebensgütern, seien es religiöse, seien es politische, seien es soziale, selbständig und verantwortlich teilnehmen zu lassen. Das Gegenteil ist dann das aristokratische Prinzip, das in seiner Zuspitzung zum Absolutismus wird. Sobald man Demokratie so faßt, d. h. in ihrer wahren Gestalt, nicht in ihrer Karikatur,

wird auch das ganze Bild des Verhältnisses von reformiertem Christentum und Demokratie mit einem Schlage anders. [1])

Dieses ganze methodische Versagen Wernles aber hängt schließlich damit zusammen, dass er das Wesen des reformierten Christentums an sich und in seinem Unterschied vom Lutertum nicht genügend versteht und darum auch nicht versteht, wo wir bei jenem die Wurzel der Demokratie finden. Er meint, dass wir erst da einsetzten, wo es sich um die Auswirkung des reformierten Geistes auf die Umgestaltung der äußeren Welt hin handle und dass wir darob die Hauptsache am Wollen der Reformatoren: die auf die persönliche Heiligung gerichtete Energie, übersähen. Er selbst findet das Zentrum der ganzen Reformation in dem starken Bewusstsein der persönlichen Schuld und entsprechend starken der freien Gnade Gottes. Dagegen treten ihm die Unterschiede der verschiedenen Ausgestaltungen der Reformation zurück, wenigstens soweit reformiertes Christentum und Luthertum in Betracht kommen. Da nun jenes Prinzip zweifellos bei Luther am stärksten und originellsten hervortritt, so wird die ganze Reformation mehr oder weniger auf Luther zurückgeführt; die andern Reformatoren werden seine „Schüler". Man kann auch getrost sagen: die ganze Reformation wird von Luther aus gesehen.

Hier liegt nach meiner Überzeugung der Grundirrtum Wernles. Der Unterschied zwischen Luthers Art und der Zwinglis und Calvins ist sehr groß, so groß, dass darob das Gemeinsame zu verschwinden droht. Gewiss betonen sie alle mit höchster Kraft, dass der Mensch Leben, Freiheit und Seligkeit nur durch die freie Gnade Gottes gewinne, aber diese Gemeinsamkeit wird gekreuzt und überboten durch eine deutliche Verschiedenheit der Grund-

---

[1]) Wie oberflächlich Wernle solche Begriffe behandelt, beweist die Art, wie er meine Behauptung zu widerlegen versucht, dass dem Luthertum ein gewisser *Quietismus* eigne. Für Wernle scheint Quietismus so ungefähr mit Faulheit gleichbedeutend zu sein. Er scheint nicht zu wissen, dass er mit höchster subjektiver Anspannung und Tätigkeit wohl vereinbar ist. Es kann einer rastlos arbeiten und kämpfen und doch überzeugt sein, dass diese Welt im wesentlichen bleiben müsse, wie sie ist. Das letztere ist Quietismus. Dass es Luthers und des Luthertums Art ist, habe auch nicht ich zum ersten Mal behauptet; es ist auch eine Behauptung, die nicht mit einer oberflächlichen Bemerkung erledigt werden kann. Die „Vergötterung" des Bestehenden habe ich Luther selbst nie vorgeworfen.

stimmung. Ihr Denken hat ein sehr verschiedenes Vorzeichen. Das eine Mal kommt es darauf an, dass der *Mensch* in Gottes Gnade ruhe und *selig* sei, das andere Mal, dass *Gottes Ehre* verwirklicht werde. Das erste ist Luthers, das zweite der Reformierten, besonders Calvins Art. Das eigentümlich Lutherische ist das Sola fide (durch den Glauben allein), das eigentümlich Reformierte das Soli Deo gloria (Gott allein die Ehre). Das eine Mal kommt es ganz und gar darauf an, dass der Mensch durch Gott erlöst werde, das andere Mal ganz und gar darauf, dass Gott allein gelte. Von hier aus wird der ganze Umfang der beiden Arten von Reformation bestimmt und wir bekommen zwei durchaus verschiedene, ja entgegengesetzte Auffassungen des Christentums, fast zwei „Religionen". Der Streit, worin sie geraten sind und immer wieder geraten, ist bedauerlich, aber kein Zufall.

Dieses Soli Deo gloria nun, das innerste Herz des reformierten Christentums, ist auch der Ausgangspunkt der von ihm bewirkten Demokratie. Das ist das gewaltige Pathos dieses reformierten Protestantismus, das die Quelle der Glut, die Europa erschüttert und umgewandelt hat. Gott allein ist groß. Vor ihm wird alle Kreatur zunichte. Alle Menschengröße und Menschenherrlichkeit ist vor ihm eitel. Aber auf der andern Seite wird der Mensch durch ihn groß. Denn er ist ja Gegenstand seines ewigen Erwählungsratschlusses. An ihm erscheint ja die Ehre Gottes. Er hat eine zeitliche und ewige Berufung. Wie sollte er sich vor Menschenwerk und Menschenmacht beugen? Diese Berufung ist aristokratischer Natur, denn sie ist eine Auswahl Gottes, aber sie ist auch demokratischer Natur, denn sie ist nicht an menschliche Unterschiede, an Geld und Gut, Macht, Begabung, Abstammung, soziale Stellung gebunden. Der König kann verworfen, der Bettler erwählt sein. Der Erwählte darf in Demut und doch auch in höchstem Stolz sein Haupt erheben. Erwählt ist aber jeder rechte Christ.

So bedeutet diese Lehre, die auf den ersten Blick tyrannisch erscheint, eine Befreiung ohne gleichen. Sie liegt insofern ganz im Geiste des ursprünglichen Christentums, als auch dieses alle vorhandenen weltlichen Maßstäbe und Gewalten entwertet durch Aufrichtung eines überweltlichen Ideals. Die Seelen werden von allem „Menschenwerk" befreit und ganz auf sich selbst gestellt. Sie

werden im *Innersten,* im Verhältnis zu Gott und zu sich selbst befreit. Die Autorität der Kirche wird zerbrochen und damit *jede* rein äußere Autorität. Denn die Bibel wird nicht als solche verstanden.

Und nun sage ich: ist es denkbar, ist es psychologisch möglich, dass eine solche Befreiung auf die Dauer ganz im Bereich der reinen Innerlichkeit bliebe? Musste sie nicht, nachdem sie hier reif geworden war, die ursprüngliche Form sprengen? Können Menschen, die so empfinden, auf die Länge vor Königen oder andern Herren „von Gottes Gnaden" demütig Halt machen? Toutes les libertés sont solidaires, sagt ein Schriftsteller, der diese Zusammenhänge behandelt und was ein anderer vom Christentum im allgemeinen sagt, gilt ganz besonders auch von dieser Form. „Désormais .... le peuple n'aura plus pour l'armée, pour la magistrature, pour le sacerdoce, une foi absolue. Il sait que, s'ils servent parfois l'idéal, l'idéal n'est jamais incarné en eux. Il pourra les accepter, mais dans certaines limites, sous certaines réserves, comme on respecte de simples instruments; il dépouillera donc les puissances établies de leur couronne sacro-sainte d'inviolabilité éternelle; il refusera son apothéose non seulement à Caïphe et à Pilate, mais à César, et à la cité dont César est le résumé vivant; il ne verra, dans les institutions neuves ou vieilles, que des faits transitoires, dans la réalité sociale qu'une matière inerte, morte, indifférente, ayant ses lois sans doute, comme toute chose, mais ne portant dans ses lois ou dans son mode naturel d'être, ni le principe de son mouvement, ni la révélation de l'idéal."[1]) Das ist nicht nur eine erfreulichere, sondern auch eine wahrscheinlichere Aussicht, als dass die ganze politische Wirkung der Reformation sich darin erschöpfen sollte, brave und gehorsame Untertanen zu erziehen.

Nun kommen aber noch verschiedene einzelne Triebkräfte dazu, die, im reformierten Christentum wirksam, diese Weiterentwicklung zustande bringen müssen.

Da ist einmal seine bekannte enge Verbindung mit dem *alten Testament.* Diese ist ja freilich selbst nicht zufällig, sondern beruht auf geistiger Verwandtschaft. Denn diese Ehrfurcht vor der Majestät

[1]) Frédéric Morin: *Les Origines de la démocratie.* Zitiert bei Méaly: *Les publicistes de la Réforme,* von dem das vorher angeführte Wort stammt.

Gottes, des allein heiligen und mächtigen, ist auch das Herz des alten Testamentes. Die alttestamentliche Theokratie trägt aber demokratische Züge. Mit den Königen wird hier sehr wenig zimperlich umgesprungen. Samuel zeigt dem Volke, dass Königtum ein Rattenkönig von Übeln ist und im Grunde gegen Gottes Willen (vgl. 1. *Sam.* 8). Die großen Propheten stehen für Gott und das Volk gegen die Könige und nehmen diesen gegenüber kein Blatt vor den Mund. Die Berufung auf dieses Vorbild zieht sich aber breit durch die ganze religiös-politische Literatur des reformierten Protestantismus.

Dazu kommt ein zweites. Die Reformatoren haben alle in bezug auf den den Obrigkeiten zu leistenden Gehorsam eine *Ausnahme* gemacht: da wo es galt, das Recht des *Gewissens* zu wahren. Ganz besonders kräftig haben dies die Reformierten getan. Der Kraft des Soli Deo gloria entspricht bei ihnen die der Losung: „Wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen." Wo aber einmal eine solche Bresche in die Allmacht der Obrigkeit geschlagen ist, da wird allmählich auch für anderes Raum werden. [1])

Als drittes kommt dazu, dass Zwingli und Calvin wenn auch noch nicht eine politische, so doch eine *kirchliche* Demokratie einrichteten. Es war noch nicht eine völlig moderne Demokratie, aber es war eine Demokratie, was namentlich klar wird, wenn man das, was vorausging, das katholische System, damit vergleicht. Die Kirchgemeinden wurden in Genf in allen religiösen Dingen völlig

---

[1]) Ich setze ein Stück aus der berühmten Stelle her, die bezeichnenderweise den Schluss der *Institutio* bildet (4. Buch, 20. Kap., 32. Abschnitt.)

„Bei dem Gehorsam aber, den wir den Geboten der Vorgesetzten schulden, ist immer das eine auszunehmen, ja vor allem zu beachten: dass er uns nicht von dem Gehorsam gegen den ablenke, dessen Willen die Beschlüsse aller Könige unterworfen sein, dessen Beschlüssen ihre Befehle weichen, dessen Majestät sie ihre Gewalt unterordnen müssen. Wenn du, um Menschen zu Gefallen zu sein, in eine Beleidigung dessen verfallen wolltest, um dessentwillen allein du Menschen Gehorsam leistest, welch eine Verkehrtheit wäre das! Der Herr ist der König der Könige, der, wenn er seinen heiligen Mund öffnet, allein für alle und über allen zu hören ist. Wir sind sodann den Menschen untertan, die uns vorgesetzt sind, aber nur in ihm. Wenn sie etwas gegen ihn befehlen, so sei es null und nichtig, auch lassen wir uns durch die ganze Majestät, mit der die Obrigkeit ausgestattet ist, nicht hemmen, da dieser ja kein Unrecht geschieht, wenn sie von der einzigartigen und wahrhaft höchsten Macht Gottes zur Ordnung gezwungen wird . . ."

auf sich selbst gestellt. Sie hatten das Recht und die Pflicht, die Obrigkeit an die Erfüllung der sittlichen und sozialen Pflichten zu mahnen. Sie hatten einen großen Kreis von Kompentenzen. Die Pfarrer wählten sie freilich nicht in der heutigen Weise selbst, aber sie hatten ein Einspracherecht. In Zürich fand es Zwingli, entgegen seinen früheren viel demokratischeren Absichten, richtig, der Obrigkeit immer größeren Anteil an der Leitung der Kirche zu übergeben, ja eine rechte Staatskirche zu schaffen, aber der Sinn der Einrichtung war theokratisch, nicht staatsabsolutistisch. Die Zwinglischen Kirchenpflegen waren keine lutherischen Konsistorien und das Abendmahl war eine richtige Gemeindefeier. Die Einführung der Reformation geschah überall unter Beiziehung des christlichen Volkes, also auf demokratischem Wege.

Es wird also inmitten der weltlich-politischen Gemeinschaft, die zunächst ein mehr aristokratisches Gepräge behält, eine kirchlich-religiöse Demokratie aufgerichtet. Diese ist keineswegs auf den „Sonntag“ beschränkt, d. h. keineswegs bloß eine Kultgemeinschaft, sondern ist als eine Lebensgemeinschaft gedacht, die das urchristliche Vorbild nie aus den Augen verliert. Man hat von ihr gesagt, dass sie, besonders in der genferischen Form, einen gewissen „christlichen Sozialismus“ erstrebe. Sie beschäftigt sich jedenfalls aufs stärkste nicht nur mit dem sittlichen Verhalten, sondern auch mit dem sozialen Ergehen ihrer Glieder. Sie übt nicht nur eine weitgehende Armenpflege und Liebestätigkeit, sondern hält den ganzen Umfang dessen, was wir heute das soziale Problem nennen, für ihr Arbeitsgebiet. Sie kämpft gegen Spekulation und Wucher, sie sorgt für Einführung neuer Industrien, bekümmert sich um die Regulierung des Zinsfußes und der Getreidepreise; sie betrachtet vor allem das Eintreten für die Sache des Volkes gegen die Obrigkeit als ihre vornehmste Pflicht. Das soll die prophetische Aufgabe sein, die Zwingli besonders dem Pfarrer zuweist. [1])

Nichts ist bezeichnender für Wernles Methode, als dass er Äußerungen Calvins, die diesen Geist verraten, ein „Versehen“ nennt. Sie sind wohl in Wernles Augen ein Versehen, nicht für Calvin!

[1]) Vrgl. Choisy: *L'Etat chrétien calviniste de Genève.*

Und nun frage ich wieder: wenn diese Demokratie dort eingerichtet war, wo für die Reformation das Zentrum des Lebens lag, konnte dann wohl die Rückwirkung auf das *politische* Gebiet ausbleiben? Musste nicht demokratischer Geist von dort aus das ganze Denken und Handeln durchdringen? Nichts kann in dieser Beziehung bedeutsamer sein, als dass jene puritanischen Pilgerväter, die im Jahre 1620 nach den Küsten der neuen Welt fuhren, um dort Gott in Freiheit dienen zu können, und die dann die Gründer der nordamerikanischen Republik wurden, auf ihrem Schiff „Maiflower" sofort einen dem kirchlichen nachgebildeten politischen Kovenant, d. h. einen konstitutionellen Staatsvertrag einführten. Der notwendige Übergang von der einen Form der Demokratie zur andern wird hier an einem weltgeschichtlichen Symbol klar.

Dazu kommen endlich auch direkte *politische* Anhaltspunkte für eine solche weitere Entfaltung der Demokratie. Calvin war freilich, wie jeder, der etwas von der Sache weiß, zugesteht, nicht ein moderner Demokrat. Er empfiehlt als beste Form der politischen Verfassung eine gemäßigte Aristokratie oder „Mischung von Aristokratie und Demokratie". Er hat Angst vor der ungeordneten Masse. Aber er hat auch Angst vor der Tyrannei eines Einzelnen oder Weniger. Man verfehlt ein richtiges Urteil über seine Haltung, wenn man ihn bloß nach *vorwärts* vergleicht, mit einer absoluten Demokratie, und nicht auch nach *rückwärts,* mit dem monarchischen Absolutismus und verwandten Formen. Sein Ideal ist von Kennern ein konstitutionelles genannt worden. Es scheint ihm nach seinen eigenen Worten der „wünschenswerteste Zustand zu sein, wenn die Hirten (d. h. die Obrigkeiten) durch die gemeinsame Stimme des Volkes gewählt und geschaffen werden". Auch die Erblichkeit des Königtums scheint ihm nicht „très convenable à la liberté". Ein Ausdruck dieses konstitutionellen Denkens ist die Schöpfung der „Magistrats inférieurs" d. h. untergeordneter, durch das Volk gewählter Behörden, die das Recht und die Pflicht haben, der Obrigkeit entgegenzutreten, wenn diese sich gegen Recht und Freiheit des Volkes verfehlt. Diese Einrichtung [1]) hat theoretisch und praktisch eine gewaltige Wirkung gehabt. Hier taucht doch ein gemäßigtes Revolutionsrecht auf.

[1]) Verg. *Institutio,* 4. Buch, 20. Kap., 31. Abschn.

Dieses wird von Zwingli noch ausdrücklicher anerkannt. „So die ganze Menge des Volkes einhelliglich oder der größere Teil, sofern er vor Unrat sein mag, den Tyrannen abstoßt, so ist's mit Gott.“ [1]) Die Staatsordnung ruht schon nach Calvin auf einer gegenseitigen Verpflichtung von „Haupt und Gliedern“, auf „Gesetzen und Vereinbarungen, durch die jeder wie durch einen Zügel an seine Berufung gebunden ist“. Nehmen wir noch dazu, dass gerade die Genfer geistlichen Führer stets zum „Cri au peuple“ d. h. zu einer Berufung auf die Stimme des Volkes, bereit waren, so haben wir wohl alle wesentlichen Elemente, die mehr religiösen und die mehr politischen, die zentralen und die peripherischen, bei einander, die jedem Unbefangenen zeigen müssen, wie Demokratie und reformiertes Christentum ursprünglich und wesenhaft mit einander verbunden sind.

Nun aber ist, in der uns leider gebotenen Kürze, zu zeigen, wie dieser demokratische Geist, besonders des Calvinismus, sich in der Geschichte entfaltet hat. Wenn wir dies nicht täten, so könnte man uns ja vorwerfen, wir setzten vage Möglichkeiten an Stelle von geschichtlichen Wirklichkeiten.[2])

Diese Geschichte erhält nun also, da wir uns über den Begriff der Demokratie verständigt haben, eine anderes Gesicht als bei Wernle.

Verfolgen wir denn in raschestem Fluge diesen gewaltigen Strom der Freiheit, der vom Boden der Schweiz aus in die Welt hinaus fließt, dort durch Zuflüsse größer und größer werdend und doch immer derselbe Strom bleibend.

---

[1]) *Kommentar zu Matth. 17, 25.*

[2]) Um dem Aufsatz nicht ein allzu gelehrtes Aussehen zu geben, gebe ich meine Quellen nicht immer besonders an. Ich nenne darum hier die Werke, aus denen ich vorwiegend geschöpft:

Borgeaud: *Etablissement et révision des constitutions.*

Silvester Horne: *A popular History of the Free Churches.*

Troeltsch: *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen II. B.*

Troeltsch: *Protestantismus und protestantische Kirche in der Neuzeit.* (In Hinneberg: *Kultur der Gegenwart,* I, 4.)

Méaly: *Les Publicistes de la Réforme sous François II et Charles IX.*

Foster: *The Political Theories of Calvinists before the Puritan Exodus to America (The American Historical Review.* April 1916. Vol. XXI. Nr. 3.)

Dazu die in *Wissen und Leben,* Nr. 13, S. 532, angegebene Literatur.

Auch die schöne Schrift von Horace Micheli: *Christianisme et Démocratie* soll hier angeführt werden.

Bei der *Schweiz* selbst brauchen wir uns nicht mehr lange aufzuhalten. Hier den grundlegenden reformierten Einfluss übersehen kann man nur infolge des Gesetzes, dass man, wenn man im Walde lebt, ob lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Man mag sich allerdings nicht ohne Grund über die Tatsache wundern, dass die demokratischen Elemente der schweizerischen Reformation gerade auf schweizerischem Boden jahrhundertelang nicht zu einer radikalen Entfaltung gelangten, dass vielmehr andere Länder hierin die Führung bekamen. Freilich ist diese Tatsache, die für uns beschämend sein mag, bei weitem noch kein Beweis gegen den demokratischen Sinn des reformierten Christentums. Es ist in der Geschichte oft genug vorgekommen, dass eine geistige Bewegung auf dem Boden, der ihre Entstehung und erste Entfaltung gesehen, einer gewissen Erstarrung verfiel. Dies mag in unserem Falle teilweise dadurch erklärt werden, dass jene demokratischen Elemente in der Schweiz nicht durch ihren äußersten Gegensatz zur vollen Entfaltung gezwungen wurden, wie er in Frankreich und England in Gestalt des fürstlichen Absolutismus auftrat. Wir hatten und behielten eine mehr konservative Demokratie. Dass diese aber in der reformierten Schweiz auf dem reformierten Geiste ruhte, wird doch wohl niemand zu bestreiten wagen. Es ist der Geist, den der Geschichtsschreiber des calvinistischen Genferstaates folgendermaßen beschreibt: „Le calvinisme est animé d'un grand esprit d'égalité, de justice et de solidarité sociales. La personne et l'activité de l'homme étant ... sous la dépendance immédiate de Dieu et de sa parole, il s'en suit que tous les hommes sont également obligés envers Dieu et sont égaux devant sa loi. Aucun n'est capable de faire le bien que par un don de Dieu, par une communication de son Esprit. Puisqu'il en est ainsi, aucun homme n'aura par lui-même le droit de dominer sur les autres. L'autorité appartient à Dieu seul, et il n'y a pas d'acception de personnes devant Dieu. Cette égalité fondamentale devant Dieu et devant sa loi a pour conséquence que l'autorité des parents sur les enfants, des magistrats sur les sujets et même des hommes de science et de talent sur ceux qui en sont dépourvus, n'appartient pas en propre à ceux qui la détiennent: elle appartient à Dieu, qui l'exerce par eux. En conséquence elle sera suspendue aussitôt qu'ils en abuseront

ou qu'ils en useront contrairement à la volonté et au conseil de Dieu.

...Et cependant, si l'esprit calviniste est un esprit de justice et d'égalité, ce n'est pas qu'il soit un esprit niveleur; il reconnaît les différences naturelles, les inégalités providentielles, les charismes spéciaux, les vocations exceptionnelles, les talents extraordinaires. Seulement ces inégalités ne constituent pas, à son sens, des droits pour celui qui en bénéficie, elles lui imposent des services. Le calvinisme a donné aux hommes de toute condition le sentiment de leur solidarité dans leurs obligations morales et dans leur responsabilité vis-à-vis de Dieu." [1]) Dieser Geist, der auch der der Zwinglischen Reformation ist, hat, wenn auch natürlich auf sehr unvollkommene Weise, in unserm Volke gelebt und ihm sein Bestes gegeben. Dass er auch bei uns unter bestimmten Bedingungen *revolutionäre* Gestalt annehmen konnte, beweist die bündnerische Geschichte. Als dann die Bewegung kam, aus der die neue Schweiz hervorgegangen ist, da war jener Geist stark mit am Werke. Dass Rousseau doch ein Sohn Calvins ist, soll später gezeigt werden. Nicht weniger bezeichnend aber ist wohl, dass die zwei größten Denker der neueren Schweiz: Alexandre Vinet und Charles Secrétan, beide Verkündiger der Freiheit und beide Calvinisten sind.

Wandern wir dann über die Schweiz hinaus, so kommen wir zuerst nach *Frankreich* zu dem edlen Geschlecht der Huguenotten. Diese besitzen schon um die Mitte des Jahrhunderts ein kirchliches Repräsentativsystem durchaus demokratischer Art. Sie sind freilich noch streng loyal und üben gegenüber den Verfolgungen, die sie durch das Königtum erfahren, nur das Recht des „passiven Widerstandes", d. h. die duldende Annahme des Martyriums unter religiösem Protest. Es bedarf aber nur eines starken Stoßes, um den im Calvinismus lebenden Geist der Freiheit aufzuwecken. Diesen Anstoß gibt vor allem die Bartholomäusnacht. Nun quillt aus der Mitte des Huguenottentums auf einmal eine ganze Flut von politischen Streitschriften auf, in denen alle wesentlichen Grundsätze der *modernen* politischen Freiheit mit voller Klarheit und Kraft ausgesprochen werden. Es kommt Theodor Beza, Calvins Nachfolger selbst, mit seiner Schrift *De jure magistratuum*

[1]) Choisy: *L'Etat chrétien* S. 489 f.

(Über das Recht der Obrigkeiten), es kommt Hotmann mit seiner berühmten *Franco-Gallia,* es kommt Du Plessis-Mornay mit seinen *Vindiciae contra tyrannos* (Rechtsanspruch gegen die Tyrannen) und mit ihnen eine ganze Schar von politischen Tagesschriftstellern von gleicher Gesinnung. Ihnen allen sind gewisse wesentliche Behauptungen gemeinsam. Es wird aus dem passiven Widerstand gegen die Fürsten ein aktiver. Schon Beza hält den „Tyrannenmord" für erlaubt. „Ich kann die Meinung derer nicht gut finden, die ohne Unterschied noch Ausnahme alle Tyrannenmörder verurteilen". In den Mittelpunkt der Betrachtung rückt überall der Gedanke, dass das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Volk auf einem *Kontrakt* beruhe. „Der König und sein Reich sind aneinander notwendig gebunden durch gegenseitige Achtung und wechselseitige Verpflichtung. — Wie der Erzieher für den Zögling, so ist das Volk nicht geschaffen und untertan gemacht um des Königs willen, sondern vielmehr der König eingesetzt um des Volkes willen... Denn das Volk kann wohl ohne König existieren, aber man wird keinen König finden oder auch nur sich vorstellen können, der ohne Volk zu bestehen vermöchte." Dass die Souveränität damit auf das *Volk* übergeht, liegt auf der Hand. Ihm allein gebührt, heißt es nun, der Titel: Majesté. Der Wille des Volkes aber kommt zum Ausdruck im *Gesetz.* „Jede Obrigkeit, so hoch sie stehe, ist nichts anderes als ein beseeltes und redendes Gesetz. Die Obrigkeiten sollen sich auch erinnern, dass sie zwar von Gott eingesetzt, aber vom Volke eingerichtet sind. Es ist in Wirklichkeit das Volk, von dem sie all ihre Macht haben." Man beachte wie hier Gott und das Volk zusammengebunden sind! Das ist das religiös-politische Grundmotiv des Calvinismus.

Damit beantwortet sich von selbst die Frage, ob diese Hugenotten die französische Revolution verhindert hätten oder sie vorbereitet haben. Gewiss hätte es keine französische Revolution gegeben, wenn Frankreich ein konstitutioneller Staat nach dem Sinn der Huguenotten geworden wäre. Aber da es das nicht geworden ist, so sind sie die stärksten Vorbereiter der Revolution geworden. Ein berühmter hugenottischer Theologe, Jurieu, ist einer der heftigsten Bekämpfer des Absolutismus Ludwigs XIV. gewesen. So wird gegen Wernle, den Protestanten, Faguet, der

Katholik, recht behalten, der erklärt, dass diese alten Hugenotten die ältesten Republikaner Frankreichs gewesen seien.

Diese genferisch-hugenottischen Lehren nun verbreiten sich über die ganze reformierte Welt. Neben der geschilderten Literatur, die gewaltigen Absatz findet, werden besonders Bezas Bibelausgaben ihre Träger. Sie ergreifen die Zahllosen aus allen Ländern, die in Genf Ausbildung oder Anregung empfangen. So wandern sie nach den *Niederlanden.* Wilhelm von Oranien, der in Genf studiert hatte, steht im Briefwechsel mit dem Verfasser der *Vindiciae*, der ihn zu seinem Vorgehen gegen den spanischen König ermuntert. Ich denke, calvinistischer Geist werde an dem Kampf der Niederländer gegen Spanien seinen Teil gehabt haben. Die Theorien, die in diesem Kampfe von seiten der Holländer entwickelt werden, sind ganz und gar die vorhin dargestellten. Die *Dutch Declaration of Independence* (1581) wiederholt sie in Sätzen wie die folgenden: „Ein Fürst ist von Gott als Herrscher des Volkes eingesetzt, um dieses vor Bedrückung zu schützen.... Gott hat das Volk nicht geschaffen, um Sklave der Fürsten zu sein.... sondern vielmehr den Fürsten um des Volkes willen.... Wenn er es unterdrückt, dann ist er nicht länger ein Fürst, sondern ein Tyrann.“ Gerade in Holland hat die reformierte Kirchenverfassung das Gemeindeprinzip besonders stark betont. Holland endlich ist eines der Länder, wo am frühesten die Gedanken des politischen Liberalismus in aufsehenerregender Weise verkündigt werden; ich erinnere nur an Hugo Grotius und Spinoza. Kurz, es ist schwer zu sagen, inwiefern hier der demokratische Einfluss des Calvinismus vermisst werde. Er hatte hier bloß weniger nach *innen* zu kämpfen.

In *England* und *Schottland* sodann ist der Sachverhalt so klar, dass darüber nicht mehr viel zu sagen ist. Auch hier setzt die calvinistische Demokratie auf dem *kirchlichen* Gebiete ein. Sie weist die Einmischung des Staates in die religiösen Angelegenheiten zurück und fordert kirchliche Autonomie. Für deren Sinn hat der Erzbischof Whitgift das bezeichnende Wort gefunden, wenn er Beza vorwirft, dass er die Genfer Ordnung „allen Kirchen aufdrängen und eine *Demokratie* einführen wolle“. Der Mann hat, gerade als Gegner, den Calvinismus verstanden. So hat wohl auch ein anderer Todfeind des

Calvinismus, König Jakob I., richtig gesehen, wenn er erklärte; „Schottisches (d. h. nach dem Genfer Muster gebildetes) Presbyterialregiment geht mit dem Königtum zusammen wie Gott mit dem Teufel.“ Auch in Schottland und England schreitet der Calvinismus zum aktiven Widerstand fort und bringt zuletzt den König aufs Schaffot, ganz im Geist des alten Testaments. Dass der Mann, der das vor allem durchgesetzt hat, Oliver Cronwell, ein echter Calvinist war, kann doch wohl keiner leugnen, der seine *Letters and Speeches* gelesen hat. Er hat zuletzt eine Art Königtum ausgeübt, aber er hat dies als seine individuelle Berufung, einen Ausnahmezustand, betrachtet, und nie, weder in seiner Praxis noch in seiner Theorie, die Grundüberzeugung verleugnet, die sein Leben getragen hat, dass Christus und das Volk zusammengehören und dass das Volk Gottes Augapfel sei. Der beste Kommentar zu dem Wesen und Wollen dieses gewaltigen Mannes sind die Schriften seines Sekretärs und Freundes Milton, worin die ganze religiös-demokratische Gedankenwelt des alten Calvinismus schließlich den hinreißendsten Ausdruck findet.

Über diese ganz unbestreitbare Tatsache, die Verbindung von Protestantismus und Demokratie in dieser großen schöpferischen Bewegung mag man hinwegzukommen versuchen, indem man erklärt, hier sei *täuferischer* Geist in den „echten“ Calvinismus eingedrungen. Es ist natürlich zuzugeben, dass eine solche Mischung der beiden Denkweisen damals vielfach stattgefunden hat. Aber diese Tatsache beweist eben nur wieder, dass zwischen Calvinismus und Täufertum von Anbeginn eine Verwandtschaft bestand. Die Erbitterung, womit sie sich bekämpfen, spricht für, nicht gegen diese These: es ist eben Kampf unter Verwandten! Nichts kann falscher sein, als wenn man das Täufertum auf die eine Seite stellt und dann Luthertum und reformiertes Christentum vereinigt auf die andere Seite. Das mag taktisch ratsam erscheinen, aber es entspricht nicht dem wahren Charakter dieser Bewegungen. Vielmehr gehört das Täufertum seinem innersten Wesen nach auf die Seite des reformierten Christentums und bildet mit diesem eine Ausprägung des Christentums, die dem Luthertum entgegengesetzt ist.

Im *Freikirchentum* tritt diese Ähnlichkeit besonders deutlich hervor. Dass dieses nur in der reformierten Welt eine große Ent-

wicklung gefunden hat, kann nicht bestritten werden. Aber der Boden, auf dem es ruht, ist mit nichten bloß das täuferische Prinzip, sondern das den Calvinisten mit den Täufern gemeinsame: die Kirche soll vom Staate frei sein. Man hat gar kein Recht, bloß die Presbyterialverfassung als echt calvinistisch gelten zu lassen. Ich denke, der Umstand, dass bei uns gerade Genf in der neuesten Zeit mit der Bildung einer ganz und gar auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruhenden Kirche vorangegangen ist, sagt wieder deutlich genug, was echt calvinistisch ist oder nicht [1]).

Endlich *Amerika*, von dem Wernle ganz fälschlicherweise behauptet, ich hätte es als einziges Beispiel von demokratischer Wirkung des Calvinismus angeführt. Er versucht auch hier die Methode, diese Deutung auf Grund der Tatsache zu bestreiten, dass jene Wertung auch hier nicht auf völlig ideale Weise hervorgetreten ist. Ich könnte ihn auf Laboulaye, den Geschichtsschreiber Nordamerikas, auf Webers, Fosters Forschungen hinweisen, auf das Zeugnis von Männern also, die von diesen Dingen etwas verstehen, könnte die einmütige Überzeugung aller Amerikaner aufrufen, dass es der Geist jener Pilgerväter gewesen sei, aus dem ihre demokratische Republik erwachsen und könnte es dabei bewenden lassen. Doch will ich hinzufügen, dass gerade die religiös-demokratische Literatur des Calvinismus in den Kolonien Neu-Englands sehr verbreitet war, dass es dort nirgends mehr zu einer Staatskirche gekommen ist, dass man trotz gewissen Rückfällen in die Unduldsamkeit doch bald dazu gelangt ist, in einer freien Vereinigung von verschiedenartigen religiösen Gemeinschaften innerhalb der gleichen politischen Gemeinschaft das feste Ideal zu sehen. Vor allem aber weise ich auf das Eine hin, das für jeden feststeht, der die Vereinigten Staaten nicht bloß aus den Zeitungen kennt: alles, was in dieser mächtigen Demokratie Größtes und Bestes ist, was sie

---

[1]) Das dem Freikirchentum zugrunde liegende Prinzip ist am besten in einer im Jahre 1616 Jakob I. überreichten Petition ausgedrückt: es ist das Recht auf „spiritual administration and government in itself and over itself *by the common and free consent of the people,* independently and immediately under Christ." Diese Formel: „Durch die gemeinsame und freie Zustimmung des Volkes" mit der folgenden religiösen Begründung bezeichnet wundervoll das Ineinanderfließen kirchlicher, religiöser und politischer Demokratie.

im Tiefsten zusammenhält, das trägt den Stempel jenes Geistes, dessen Losung ist: Gott und das Volk![1])

Es dient zur Beleuchtung des Gesagten, wenn wir noch hinzufügen, dass, wo in *Deutschland* jene neuen Ideen auftreten, *Reformierte* ihre Träger sind. Althusius ist der Bekannteste unter ihnen. Das Luthertum konnte sie weder hervorbringen, noch ertragen.

Jene demokratischen Calvinisten sind es gewesen, die mit ihren „Erklärungen der Bürgerrechte" (declarations of rights) das Vorbild für die Droits de l'homme der französischen Revolution gegeben haben, diese aber sind der Posaunenstoss gewesen, mit dem die *moderne* politische Demokratie ihren Feldzug beginnt. So geht der ältere Calvinismus in die neue Zeit über.

An dieser Stelle aber machen nun einige Geschichtsschreiber, zu denen auch Wernle gehört, einen tiefen Schnitt. Sie sagen, hier beginne ein neues Zeitalter, das der Aufklärung. Die Ideen, die jetzt in den Vordergrund rückten, besonders die der natürlichen Gleichheit der Menschen, verbunden mit der Voraussetzung ihrer natürlichen Güte, stammten nicht aus dem Evangelium, jedenfalls nicht aus den reformatorischen Gedanken, sondern aus dem sogenannten *Naturrecht*, das seinerseits von der Antike, besonders von der Lehre der Stoa herkomme. Dieses Denken der Aufklärung habe die neue Zeit geschaffen, die Reformation gehöre mehr zum Mittelalter, dessen Abschluss sie bilde.

Ich kann mich nun natürlich nicht mehr auf eine ausführliche Erörterung dieses geschichtlichen Problems einlassen, sondern muss mich damit begnügen, meine Ansicht auszusprechen und die Begründung wenigstens anzudeuten.

Es ist gewiss richtig, dass die Theorien der modernen Demokratie öfters ohne christliche Begründung auftreten. Aber es zeugte von ungeschichtlichem Denken, wenn man darob übersähe, dass sie auf religiösem Boden gewachsen sind. Ist es doch geradezu eine der Grundtatsachen aller Geschichte, dass grosse Ideen sich von dem Stamm, auf dem sie gewachsen sind und der meistens die Religion ist, ablösen und selbständige Geltung erlangen, bis

[1]) Über die bedeutsamen Beziehungen zwischen der nordamerikanischen und schweizerischen Demokratie vergleiche William Rappard: *Notre Grande République sœur.*

der Kreislauf erfüllt ist und sie von neuem in die Tiefe tauchen müssen, um wieder frische Kraft zu gewinnen. Es kann, wie schon früher bemerkt wurde, vorkommen, dass sie dabei ins Gegenteil des ursprünglichen Sinns umzuschlagen scheinen, aber dem aufmerksamen Auge entgeht der innere Zusammenhang nicht. Das gilt auch von dem Verhältnis gewisser modern-demokratischer Ideen zum Calvinismus. Gewiss sehen jene anders aus, als in der Zeit ihrer religiösen Jugend, aber die Verwandtschaft verleugnet sich für den nicht, der einen Blick für geistige Genealogie hat. Man muss diese Verwandtschaft nur nicht am falschen Orte suchen. Ob die Reformatoren die Erbsünde annehmen und die modernen Demokraten nicht, das ist durchaus nicht der Punkt, auf den es ankommt. Die Demokratie des reformierten Protestantismus stammt aus dem gewaltigen Drang, die ganze Welt dem heiligen Willen Gottes untertan zu machen, die moderne Demokratie, besonders die auf dem Boden der reformierten Welt entstandene, ruht auf dem Glauben an den Wert und die Möglichkeit einer wahrhaft sittlichen Gestaltung des politischen Lebens. Sie geht dabei aus von der sittlichen Gleichheit der Menschen, aber diese ist eine Tochter jener religiösen Gleichheit, die der reformierte Protestantismus so stark betont. An eine ursprüngliche Vollkommenheit der Menschennatur glaubt auch die Reformation, auf der andern Seite weiß Rousseau, dass diese durch die Kultur verderbt worden ist. Vollends ist von dem Staatsvertrag jener alten Calvinisten zu dem Rousseauschen nur ein Schritt. Die Grundanschauung ist gleich. Es bleibt dabei: Rousseau ist ein spätgeborner Sohn Calvins. Kurz, die Ähnlichkeit ist viel grösser als die Verschiedenheit. Diese Demokratie bezieht im Grunde immer noch aus ihrer religiösen Wurzel Sinn und Kraft, auch wenn sie es oft nicht weiß. Man sieht ja heute, wie wenig sie bestehen kann, wo sie nicht von einem tiefen Idealismus getragen wird. Sie bekommt von dorther ihr Glut. Mögen die Ideen der Aufklärung in den Formeln der Demokratie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vorwiegen, die Kraft ihrer Verwirklichung kommt von jener Tiefe her. Es ist merkwürdig, dass Juristen und Nationalökonomen, wie Jellinek, Weber und Fleiner, dies den Theologen sagen müssen. Und noch merkwürdiger ist vielleicht, wenn Friedrich Nietzsche es uns sagen

muss. Es ist bekanntlich einer seiner Hauptsätze, dass die ganze moderne Demokratie aus dem Christentum stamme, eine Erfüllung des Christentums sei. Man mag Nietzsche als Zeugen nun vielleicht verächtlich ablehnen, wo es sich um solche Dinge handelt, aber abgesehen davon, dass dazu überhaupt kein Anlass ist, muss bedacht werden, dass Nietzsches Urteil hier gerade als das eines Gegners Wert hat. Er hat mit den Augen des Hasses und darum scharf gesehen. Er verstand wohl auch besonders gut, dass das Gleichheitsideal seine Kraft und Glut nicht aus der Natur, sondern aus der Geschichte bezieht. Nietzsche besaß auch in hohem Grade eine Fähigkeit, ohne die man sich in der Geistesgeschichte nicht zurechtfindet: er verstand die *Typen* der verschiedenen Denkweisen zu unterscheiden und sie an ihren besondern Ort zu stellen. Dazu diente ihm (und muss uns allen dienen) vor allem die Vergleichung und zwar eine von der Vogelperspektive aus. Anders wird man Christentum und Heidentum, Katholizismus und Protestantismus, reformiertes und lutherisches Christentum nie richtig auseinanderhalten können. So muss man vor allem auf das Luthertum achten, auf seine besondere Art, seine Weise, soziale und politische Dinge zu behandeln, dann springt die von uns geschilderte Eigenart besonders des Calvinismus in die Augen.

Es bleibt dabei: Die beste Freiheit unserer modernen Welt stammt zuletzt aus jener tiefsten Befreiung der Seele, die dadurch zustande kam, dass sie an Gott allein gebunden wurde, an den Gott, der sich dem *Gewissen* kund tut.

Übrigens ist der Calvinismus nicht gestorben und bloß in seinen Nachkommen vorhanden. Er lebt und beweist seine alte Art. Ich habe in dieser Beziehung von ihm schon in meinem letzten Aufsatz geredet. Was ihn heute kennzeichnet, gerade auch im Gegensatz zum Luthertum, das ist sein Glaube, dass es möglich sei, die Welt dem Willen Gottes in Freiheit zu erobern, rein ethisch ausgedrückt: alles Leben der Menschen, so auch das politische und soziale, der sittlichen Forderung gemäß zu gestalten. Auf diesem Boden ist zuerst in der neueren Zeit ein „christlicher Sozialismus“ entstanden; hier leben am stärksten die neuen Ideale des internationalen Lebens, hier hat der Kampf gegen das Laster seine mächtigsten

Vorkämpfer gefunden. Das alte Soli Deo gloria mündet gerade hier am stärksten in die Bitte aus: „Dein Reich komme!“ [1])

Der Geist, der einmal von der Schweiz ausgegangen ist, bleibt trotz der Bestreitung durch schweizerische Theologen eine der mächtigsten Stromquellen der Freiheit in der abendländischen Welt. Das Wort, das der zweite Präsident der Vereinigten Staaten, John Addams, gesprochen hat, besitzt eine weltgeschichtliche Wahrheit: „Lasset mir Genf nicht vergessen oder verachtet sein. Religiöse Freiheit (in die Addams jedenfalls politische einschließt), ist ihr dankbare Achtung schuldig, trotz Servet!“

Aber was bedeutet für uns diese ganze Erörterung, für uns, die wir doch nicht geschichtliche Studien machen, sondern das Problem der heutigen und künftigen Schweiz bedenken wollen?

Ich möchte zunächst hervorheben, was diese Erörterungen *nicht* wollen.

Selbstverständlich hat man mir, trotz meinen entgegengesetzten Versicherungen, vorgeworfen, ich wolle den alten Streit zwischen Luther und den Reformierten wieder aufwecken. Wer nun etwas von mir weiß, wie diese Gegner, der weiß auch, dass ich ganz andere Ziele habe und namentlich, dass nicht Streit mein Ziel ist, sondern Friede, aber freilich tiefbegründeter Friede, und Streit bloß, soweit er zum Frieden nötig ist. Ich möchte, wie ich schon in meinem letzten Aufsatz erklärte, auf einen Boden gelangen, der über all diesen Unterschieden liegt, der sie alle versöhnt.

---

[1]) Wenn man damit den Geist des modernen Luthertums vergleichen will, dann lese man Friedrich Naumanns *Briefe über Religion* oder Siegmund Rauhs *Deutsches Christentum.*

Gegen diesen sozialen Grundzug die Webersche These anzuführen, dass der Calvinismus die Bildung des kapitalistischen Geistes begünstigt habe, heißt diese gänzlich mißverstehen. Nie ist es Weber eingefallen, zu behaupten, dass der Kapitalismus den Absichten des Calvinismus irgendwie entspreche. Er behauptet bloß, dass die Befreiung der Geister von der mittelalterlichen Askese und die Entbindung mächtiger Tatkraft und Arbeitstreue, wie sie der Protestantismus, im besonderen der Calvinismus, bewirkt, die kapitalistische Entwicklung, die ihrerseits ganz andern Motiven gehorchte, habe ermöglichen helfen. Daraus schließen, dass zwischen Kapitalismus und Calvinismus innere Verwandtschaft bestehe, wäre das gleiche, wie wenn man dies von Militarismus und Christentum behauptete. Denn auch der Militarismus bezieht seine Kraft teilweise aus Motiven, die das Christentum erzeugt hat, freilich nicht für den Krieg!

Da wir nun einmal von der Vergangenheit herkommen, so möge der religiöse Führer jener alten Pilgerväter, Robinson, für mich sprechen:

„Ich kann den Zustand der reformierten Kirchen nicht genug beklagen, welche zu einem Abschlusse in der Religion gekommen sind und jetzt nicht über die Werkzeuge ihrer Reformation hinausgehen wollen. Die Lutheraner bleiben bei Luther, die Calvinisten bei Calvin stehen; aber wenn auch diese Männer zu ihrer Zeit brennende und scheinende Lichter gewesen, so sind sie doch nicht in den ganzen Ratschluss Gottes eingedrungen und sie würden, wenn sie jetzt lebten, ebenso willig weitere Erleuchtung annehmen, wie damals die zuerst empfangene."

Warum habe ich denn diesen Unterschied hervorgehoben? Eben um jenes höheren Zieles willen. Es muss Klarheit darüber werden, wohin wir treiben. Was ich unter uns beobachte, das ist nicht etwa eine Bewegung auf jene höhere Einheit hin, sondern eine nach der *einen* Seite des von mir geschilderten Gegensatzes, nach dem Neuluthertum hin. Man weiß dabei aber oft nicht, worum es sich handelt, erkennt den Geist nicht, der hier waltet, wirft altes, edles Erbgut achtlos weg und untergräbt damit den Grund, der allein eine selbständige, wertvolle und eigenartige Schweiz tragen kann. Ich mahne zur Klarheit: wenn man wirklich auf jener Bahn weiter gehen will, so tue man es, aber mit hellem Bewusstsein, sonst aber mache man Halt und kehre um.

Ein zweites sollen diese Auseinandersetzungen zeigen. Wenn es sich so verhielte, dass unsere schweizerische Reformation so wenig Eigenart entfaltet hätte, dann fiele damit auch ein Stück Eigenart der Schweiz weg, ihre Geschichte verlöre viel von ihrer Bedeutsamkeit. Wenn wir das nun im Namen der geschichtlichen Wahrheit einfach zugeben müssten, so hätten wir uns darin zu finden. Aber wenn es nur eine bestimmte, befangene Denkweise wäre, die uns dergestalt etwas von unserm besten Eigenleben nähme, dann müssten wir zum Aufsehen mahnen. Denn wir hätten auch eine Untergrabung der Schweiz vor uns. Also Klarheit!

Diese geschichtliche Erörterung, die immer nur eine Anregung sein will, mag uns aber noch einmal gezeigt haben, wo die tiefen Quellen liegen, aus denen das geistige Werden und Schaffen der Völker und die wahre geschichtliche Größe fließen, eine Größe, die nichts nach dem Quantum frägt. Ich meine, die Vertiefung

in diese Tatsachen sei gegenwärtig von der höchsten Bedeutung für die Neuorientierung des politischen Lebens aller Völker, besonders aber der Schweiz. Es tritt uns daraus vor allem die Wahrheit entgegen, dass es der *Geist* ist, der das wahrhaft Große schafft.

Meine ich nun etwa doch, wir sollten zum alten Calvinismus zurückkehren, sollten vielleicht eine Theokratie nach dem Muster Genfs aufzurichten versuchen? Ich wiederhole, daß mir jeder Gedanke an eine Restauration vergangener Lebensformen und Denkweisen fern liegt. Wir müssen kräftig und kühn *vorwärts*, in immer größere *Freiheit* hinein, freilich im Zusammenhang mit dem Erbe der Vergangenheit. Jeder von uns hat dabei wohl seine besondere Zukunftshoffnung. Ich habe die meinige, habe nie ein Hehl daraus gemacht, betrachte sie freilich auch nicht als fertig, sondern lasse sie unaufhörlich sich verjüngen, vertiefen, verbessern. Was ich *hier* sagen will, ist eben nur dies eine: unsere Demokratie muß auf Grundlagen ruhen, die ihr entsprechen und nicht widersprechen. Sie ist gebunden an einen bestimmten Geist, einen bestimmten sittlichen, politischen Glauben. Sie lebt von der Idee und wird nur im Dienst der Idee groß. Sie muß ihre *Seele* neu gewinnen und sie verlieren an das, was größer ist als sie.

III.

Hier würde ich nun gerne schließen. Aber es folgt der Tragödie nun noch ein Satyrspiel. Der Zufall hat es gefügt (oder ist es doch kein Zufall?), dass aus derselben Basler theologischen Fakultät noch ein dritter gegen mich angeritten ist. Es ist nach den beiden Historikern der Professor für systematische und praktische Theologie daselbst, das heißt der Mann, der einen großen Teil der schweizerischen Pfarrer in den religiösen und ethischen Sinn des Christentums und dazu in die Praxis des Pfarramtes einführen soll. Sein Name ist Johannes Wendland. Er hat nicht in *Wissen und Leben,* sondern in einer der angesehensten deutschen Zeitschriften, den *Preußischen Jahrbüchern,* einen Aufsatz veröffentlicht, der den bezeichnenden Titel trägt: „Politik und Moral in Deutschland und in der Schweiz".[1]) Der Hauptgegenstand des

[1]) Vergl. *Preußische Jahrbücher* 1916, Band 164, Heft 1.

angesammelten Zornes, der darin ausgeschüttet wird, bin ich Ärmster. Das Ganze ist nach Stil und Ton von einer sittlichen Minderwertigkeit, die es sogar unter den Früchten, die im Garten der rabies theologorum wachsen, zu einer skandalösen Ausnahme macht. Es fällt mir darum schwer, davon auch nur zu reden. Unter andern Umständen hätte ich diesen Erguss behandelt, wie viele andere seiner Art. Aber nun trifft es sich, dass er in den Zusammenhang dieser Auseinandersetzung mit den Basler Theologen fällt und darin eine gewisse Bedeutung hat. Ich kann es also fast nicht vermeiden, darauf einzugehen, will es aber wirklich nur soweit tun, als der Zusammenhang es fordert und alles übrige stehen lassen. Der Leser dieses Aufsatzes mag sich selbst davon überzeugen, wenn er mir nicht glaubt. Ich sage also von dem ganzen Machwerk Herrn Wendlands nur dies: ein Professor der Theologie sollte sich schämen, so etwas geschrieben zu haben, und gehe zu dem über, was hier allein in Frage kommt.

Zweierlei scheint mir an diesem Dokument bezeichnend zu sein.

Da ist einmal Herr Wendlands Verhalten gegenüber der *Schweiz*. Er ist nämlich Reichsdeutscher, nicht bloß „auch Deutscher“ und hat neben sich in der gleichen Fakultät noch sechs reichsdeutsche Kollegen. Nun sollte man meinen, bei der ganzen heutigen Lage der Schweiz, bei der starken Spannung, die auch in Basel herrscht, wäre es für einen reichsdeutschen Professor unter uns selbstverständlich, dass er sich literarischer Äußerungen über schweizerische Politik und schweizerisches politisches Denken enthielte, jedenfalls dann, wenn diese Äußerungen abschätziger Art und der nationalen Parteistellung entsprungen sind. Auch die allfällige Erregung über mein „Votum“ böte keinen Grund für ein solches Auftreten, besonders wenn schon neben verschiedenen andern auch zwei schweizerische Kollegen der gleichen Fakultät gegen mich zu Felde gezogen waren. Nein, dieser Gast im Schweizerhause geht hin und stellt seinen Landsleuten in einer der gelesensten deutschen Zeitschriften die Leute vor, die bei uns gewagt haben, eine andere Meinung über den Krieg zu vertreten, als die in regierungsfrommen deutschen Kreisen übliche. Dass er dabei Leute nebeneinander stellt, die nichts miteinander zu tun haben, gehört zur ganzen Methode, dass auch Nichtschweizer als Schweizer mitlaufen,

zeugt von der in dem Aufsatz so vielgenannten „deutschen Gründlichkeit“ des Verfassers und dass Spitteler, der nach seiner Meinung nun politisch „Erledigte“, einen besonders starken Guß bekommt, versteht sich von selbst und wird diesen nicht aufregen. Bedenklich ist, dass das Ganze als Denunziation wirkt. Wir müssen in den Augen derjenigen Leser, die dem liebenswürdigen Kollegen glauben, nicht nur als armselige Tröpfe im allgemeinen, sondern auch als arge Deutschfeinde dastehen. Da gilt nur eine Alternative: Entweder hat Herr Wendland diese Wirkung gewollt, also eine bewusste Denunziation geschrieben, dann braucht darüber nichts weiter gesagt zu werden, oder er hat nicht gemerkt, dass er tatsächlich eine schrieb, dann braucht darüber weiter auch nichts gesagt zu werden! Trotzdem ist mir das Bedeutsame daran etwas anderes. Es tritt aus dem Vorgehen von Herrn Wendland der Versuch hervor, solche Schweizer, die in diesen Zeiten mit einem Urteil hervorgetreten sind, das nicht dem reichsdeutschen Durchschnittsurteil entspricht, dem reichsdeutschen Publikum anzuzeigen. Das läßt mich nun ganz kühl, soweit meine Person in Frage kommt, aber es berührt mein schweizerisches Ehrgefühl und meinen schweizerischen Freiheitsstolz. Wenn das Vorgehen Herrn Wendlands ein vereinzelter Fall wäre, so könnte man es mit Stillschweigen übergehen, aber es ist ein Teil eines Systemes, dessen Arbeit auch sonst zu spüren war. Da heißt es, ein ganz kräftiges Halt gebieten. Vorläufig sind wir im Schweizerhause noch daheim und wollen es zeigen.

Vielleicht noch weniger erträglich ist die Art, wie Herr Wendland über „Politik und Moral in der Schweiz“ urteilt. Er spricht da freilich zum Teil einem nicht nur „deutschen“, sondern alldeutschen schweizerischen Kollegen nach, aber er macht doch dessen Urteil zu dem seinigen und fügt von dem Eigenen hinzu. Er beklagt mit jenem wie in der Schweiz das Verständnis für äußere Politik „auf ein Minimum herabgesunken sei“, und zwar infolge der ewigen Neutralität, dass aber „auch in der innern Politik ein lebendiges Staatsgefühl fehle und die Gefahr des Verkommens in rein utilitarisch-ökonomischer Auffassung des Staates groß sei“. Was er selbst hinzufügt, ist zorniges Geschimpf über das unter uns angeblich verbreitete politische „Moralgeschwätz“. Nun wollen

wir nicht untersuchen, ob in jenen Urteilen mehr oder weniger Wahrheit sei, auch nicht, woher gerade Herr Wendland die Fülle seiner politischen Überlegenheit habe; das, worauf es ankommt, ist, dass ein bei uns wirkender reichsdeutscher Professor es wagt, in solchem Stil über das Land, dessen Gast er ist, zu reden.

Wenn wir uns fragen, woher er diesen Mut nimmt, so müssen wir eine Antwort geben, die wieder bedenklich ist. Es redet aus dem Vorgehen Herrn Wendlands wie aus Inhalt und Ton des Aufsatzes eine Überhebung, die nur aus dem Selbstbewusstsein des Großmachtbürgers gegenüber dem Kleinstaat zu erklären ist. Herr Wendland empfindet nicht nur eine freie schweizerische Meinungsäußerung als sträfliche Anmaßung, es kommt ihm offenbar auch gar komisch vor, wenn wir Schweizer von der Vergangenheit und möglichen Zukunft unseres Volkes groß denken. Was ich von der Bedeutung der schweizerischen Reformation gesagt habe, erklärt er als Auswuchs „nationaler Eitelkeit", er findet es „pathologisch": Ja, ja, es muss wohl pathologisch sein, wenn man von einem Volk, das mit bloß 40,000 Quadratkilometern vorliebnehmen muss, etwas Großes sagt! Man läßt uns Schweizer ja gern gelten, solange wir brav bescheiden sind, ja, man wirft uns auch etwa ein Kompliment hin, aber wenn der Knirps etwas Rechtes, ja Selbständiges sein will — „Gott, wie lustig! Ist er verrückt geworden?"

Ich erblicke in diesem Verhalten etwas Lehrreiches, Typisches.

Und nun kommt dazu das Zweite: Herrn Wendlands *religiöse* und *ethische Stellungnahme*. Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, was ich einem einflussreichen Teil der deutschen und der von ihr beherrschten schweizerischen Theologie vorgeworfen habe: dass sie imperialistisch geworden sei, dass sie die Möglichkeit leugne, das politische und soziale Leben nach sittlichen oder gar religiösen Gesichtspunkten zu ordnen, vielmehr behaupte, diese Gebiete müssten sich „nach ihrem eigenen Gesetz" ausleben, welches Gesetz natürlich nur das des Egoismus und Machtstrebens sein kann; dass sie das Christentum der Nation unterordne und das Reich Gottes dem Staat, und so von Christus zu Cäsar abfalle.

Wie stellt sich Herr Wendland zu dieser Anklage? Komisch! Er kommt nämlich in Verlegenheit. Er muss ja mir, weil ich das

Gegenteil jener Sätze vertrete, Unrecht geben, mich als Utopisten, Moralschwätzer, ja als Vertreter „unsittlicher“ Theorien hinstellen, aber dann hat er doch wieder nicht recht den Mut, sich zu jenen Sätzen zu bekennen. So schwankt er hin und her, mischt dieses und jenes durcheinander, uns andere dabei immerfort der Unklarheit bezichtigend, und kommt zuletzt doch dabei an, jene Sätze als tiefste religiöse und ethische Weisheit zu vertreten, und damit zu seiner Politik die religiöse und ethische Ergänzung zu liefern.

Es ist die Theologie, die zu einem deutschen Nationalliberalen passt, die Theologie der Kreise, denen die bestehende Kultur mit ihrem ganzen Apparat: Staat, Gesellschaftsordnung, Militarismus, Krieg, etwas so Feststehendes und selbstverständlich Gültiges ist, dass dem Christentum nur die Wahl bleibt, sich ihr anzupassen oder abzudanken; es ist die Theologie, die, nach meiner persönlichen Überzeugung, die geistesverwandte Verbündete derjenigen Mächte ist, die unsere Welt in das Meer von Blut gestürzt haben, worin sie zu verderben droht. Was Herrn Wendland als Vertreter dieser Denkweise interessant macht, ist der Umstand, dass er den Durchschnitt dieser weitverbreiteten Art darstellt.

Dass solche Theorien in ihren Konsequenzen besonders auch den Untergang der Schweiz bedeuten würden, ist die Überzeugung, die ich hier schon genügend ausgesprochen habe. Ob sie wahr seien oder nicht, will ich hier gar nicht untersuchen. Ich halte sie für Trug, aber was ich hier will, ist auch wieder bloß Klarheit. Wir wollen wissen, wo wir stehen und wohin wir treiben.

So stellt uns auch dieser dritte der Basler Kollegen auf seine Weise die Gefahr vor Augen, die uns droht. Was der Historiker auf feinere Weise in Anlehnung an die Geschichte sagt, das sagt er gröber auf systematische Weise. Wir aber haben wieder Ursache, Halt zu machen und über die letzten Wahrheiten nachzudenken, an denen das Leben der Völker, besonders der kleinen, hängt.

Und nun noch ein Wort über *Deutschland,* ein kurzes an Stelle des langen, das nötig wäre, aber nun unmöglich ist.

Zunächst die Versicherung, dass es uns nicht einfällt, das Verhalten des Reichsdeutschen, von dem die Rede war, als das normale hinzustellen. Es gibt eine andere deutsche Art, und ich glaube gern, dass sie die große Mehrheit bildet. Ich will auch

gerne annehmen, dass jener Aufsatz eine Entgleisung sei, die sich nicht wiederhole. Aber das muss gesagt werden: solche Dinge müssen von den Deutschen selbst bekämpft werden. Sie tragen einen großen Teil Schuld an der schweren Verstimmung der Völker gegen deutsche Art, die schon vor dem Kriege in aller Welt zu beobachten war. In dem Maße, als die Überwindung dieser Art gelingt, wird das Deutschtum jene Liebe gewinnen, die es in seiner edlen, seiner wahren Gestalt so reichlich verdient und viele ihm von ganzem Herzen schenken möchten, so jetzt seine Gegner sind, die ich für meine Person ihm zu zollen nie aufgehört habe.

Ich möchte zu dieser Bemerkung noch eine weitere persönliche Erklärung fügen. Leute, die so stehen wie ich, sind nun als Deutschfeinde verschrien. In diesen Zeiten, wo Torheit und Gemeinheit an Blutozeanen ihre Orgien feiern, ist dergleichen ja selbstverständlich. Ich möchte auch betonen, dass es mir nach alldem, was diese Jahre uns gebracht haben, völlig gleichgiltig ist, ob mich jemand für einen Deutschfreund oder Deutschfeind hält. Rein nur um der Aussprache der Wahrheit willen, nicht um mich zu empfehlen oder zu entschuldigen, möchte ich darüber folgendes sagen.

Es ist für Menschen von unserer Art völlig sinnlos, dass wir irgendeinem Volke feindlich gesinnt sein sollten. Wir wünschen allen Völkern das Größte und Beste. Wenn wir kämpfen, so geschieht es nicht gegen Völker, sondern gegen Prinzipien, Geistesmächte. Wir sind *für* alle Völker. So auch für das deutsche. Ja, es sei nun zum Schlusse nicht verhehlt, dass uns dieses ganz besonders am Herzen liegt. Wir sind mit ihm besonders tief verbunden. Es fällt uns besonders schwer, uns zum Schein gegen es wenden zu müssen. Wir glauben aber, dass es doch eine merkwürdige Oberflächlichkeit sei, die Liebe zu einem Volke nach dem Maße der Zustimmung zu seinem Tun zu messen, wir meinen, dass zu Zeiten eines Volkes schlimmster Feind der sei, der ihm schöne Dinge sagt. Wir unserseits können gegenwärtig Deutschland nicht wünschen, was ihm die große Mehrheit seiner Söhne wünscht, wir können es um der Wahrheit, um der Liebe, um der Gerechtigkeit willen nicht, aber wir wünschen ihm das Allerhöchste, was wir wünschen können. Wir stehen gegen *den* Teil des Volkes, der draußen den Ton angibt, aber wir fühlen uns innig eins mit

einem andern Teil und wissen, wie viel Großes und Ergreifendes sich gerade jetzt in diesem Teile kundtut. Wir glauben an eine Verirrung des deutschen Geistes (allerdings nicht nur des deutschen!), aber auch an die großartige Wendung, die er nehmen wird. Wir tragen seine Schmerzen mit. Wir müssen diesem und jenem durch unsere Haltung Leid bereiten, aber wir leiden selbst darunter am allermeisten. Wir sind stets bereit, für Deutschland einzutreten, wo ihm wirklich Unrecht geschieht, wir würden uns aufs äußerste wehren, wenn sein volles Lebensrecht angetastet würde. Wir warten auf den Tag, wo wir in einer erneuerten Atmosphäre, auf einer über dem jetzigen Jammer liegenden Höhe, uns wieder freudig mit ihm eins fühlen können.

Von der Schweiz aber sagen wir noch einmal: sie sei etwas Eigenes, damit sie viel geben könne. Sie sei frei, damit sie sich gegen niemand abschließen müsse. Segen, nicht Abwehr, möchte ihre Gebärde sein. Zu alldem aber hat sie, das ist unser erstes und letztes Wort, eine Geistestaufe nötig.

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

SCHWEIZER-ZEITFRAGEN:

Heft 29. **Meili**, Professor Dr. **F.** Die elektrischen Stark- und Schwachstromanlagen und die Gesetzgebung. (59 S.) 1.50

„ 30. **Meili**, Professor Dr. **F.** Der schweizerische Gesetzesentwurf über die elektrischen Stark- und Schwachstromanlagen. (56 S.) 1.50

„ 31. **Meili**, Professor Dr. **F.** Die Kodifikation des schweizer. Privat- u. Strafrechts. (124 S.) 3.—

„ 32. **Meili**, Professor Dr. **F.** Der gesetzgeberische Kampf gegen Schädigungen im Bauhandwerk, in der illoyalen Konkurrenz und im Kreditwesen. Drei Gesetzgebungsfragen. (71 S.) 2.—

„ 33. **Guyer-Freuler, Ed.** Kritische Betrachtgn. üb. Staats- u. Gemeinde-Haushalt. (39 S.) 1.20

„ 34. **Steiger**, Dr. jur. **J.** Trusts und Kartelle im Ausland und in der Schweiz. (53 S.) 1.—

„ 35. **Seidel, Rob.** Die Schule der Zukunft, eine Arbeitsschule. Kritik u. Ergänzung des Vortrages von Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner aus München. (32 S.) —.80

„ 36. **Hitzig**, Prof. Dr. **H. F.** Die Grenzen des Erbrechts. Akad. Rathausvortrag (34 S.) 1.—

„ 37. **Hiestand**, Dr. jur. **Paul.** Die Verstaatlichung der Mobiliarversicherung in der Schweiz. (77 S.) 1.50

„ 38. **Kraft**, Dr. med. **A.** Ferienheime. Bericht über eine Studienreise an den Vorstand des Schulwesens der Stadt Zürich. (73 S. mit 20 Abbildungen.) 2.—

„ 39. **Girsberger**, Kultur-Ingenieur **J.** Die Güterzusammenlegung. Ursprung, Zweck und volkswirtschaftliche Bedeutung. (31 S. mit 2 Plänen.) —.60

„ 40. **Jöhr**, Dr. **Ad.**, Generalsekretär der Schweizerischen Nationalbank. Zur Frage der Errichtung einer Schweizerischen Hypothekenbank. (91 S.) 2.—

„ 41. **Schollenberger**, Prof. Dr. **J.** Der Kanton Tessin und die Schweizerische Eidgenossenschaft. Eine politische Denkschrift. (96 S.) 2.—

„ 42. **Meyer**, Dr. **A.** Zur Frage eines eidgenössischen Bankgesetzes. (44 S.) 2.—

„ 43. **Kriegszeit-Reden Schweizerischer Bundesräte** (71 S.) 1.50

„ 44. **Eggenschwyler, Walter. Die Schweizer Volkswirtschaft am Scheideweg.** Ratschläge zur Neu-Orientierung unserer Industrie. (80 S.) 2.—

„ 45. **David**, Dr. **H.**, Die diplomatische und wirtschaftliche Vertretung der Schweiz im Auslande. (32 S.) 1.—

„ 46. **Eggenschwyler, Walter.** Das Schweizerische Finanzproblem und die Wege zu seiner Lösung. (103 S.) 2.—

„ 47. **Bohnenblust**, Professor Dr. **Gottfr.** Vaterländische Erziehung. (23 S.) —.80

„ 48. **Sieben Reden von Bundespräsident Motta.** (44 S.) 1.—

„ 49. **Mori**, Dr. **P.**, Neue Wege schweizerischer Exportpolitik. (56 S.) 2.—

„ 50. **Dokumente aus der Zeit der Obersten-Affäre.** (64 S.) 1.50

„ 51. **Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz.** (112 S.) 2.—

Französische Ausgabe: **L'Indépendance intellectuelle de la Suisse.** 2.—

——— ***Die Sammlung wird fortgeführt.*** ———

Repetitorium der Schweizerischen Volkswirtschaft

Von Dr. BERNHARD SIEGFRIED

Preis: 3 Fr.; in Pappband gebunden Fr. 3.50.

Das neue Repetitorium sucht in zusammenfassender Weise über die Volkswirtschaft der Schweiz übersichtlich zu orientieren. Es ist von grossem Nutzen für jeden Schweizerbürger, indem ihm hier die Möglichkeit geboten wird, die Volkswirtschaft seines Vaterlandes in kurzgefasster Form kennen zu lernen. Das Buch bietet ihm eine rasche, einheitliche und übersichtliche Zusammenfassung des modernen Wirtschaftslebens der Schweiz.

Jedes Heft ist einzeln käuflich u. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag: ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI, Zürich.

Wesen und Ursprung der „Stimmen im Sturm“

von Emil Steiner

Preis Fr. 1.20

Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland. — Belgische Neutralität und Schweizerische Neutralität. — Neutralität in Hemdsärmeln. — Über die angebliche Germanisierung der Schweiz. — Deutschfeindliche Bewegung in der Schweiz. — Wesen und Ursprung der „Stimmen im Sturm“. — Der deutschschweizerische Sprachverein.

Der Verfasser bespricht vom schweizerisch-nationalen Standpunkt aus die bisher erschienenen Publikationen der „Stimmen im Sturm“ und weist ihre Einseitigkeit und Abhängigkeit vom Ausland nach. Die gediegene Schrift verdient die grösste Beachtung, umsomehr, als sie ihrerseits Einseitigkeiten vermeidet.

Neutrale Pflichten u. nationale Aufgaben

Vortrag gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft von Prof. Dr. O. Nippold, Bern

Preis 60 Rp.

Diese Abhandlung ist zweifellos eine der scharfsinnigsten unter den vielen durch den Krieg hervorgerufenen Diskussionen über das Wesen der schweizerischen Neutralität.

Der verfassungsrechtliche Unterricht an der Mittelschule

von Dr. Emil Huber

Professor an der kantonalen Handelsschule in Zürich

Preis 40 Rp.

Sehr überzeugend verficht der Verfasser die Ansicht, dass die Mitwirkung der bisherigen Fächer, wie Geschichte und Geographie, noch zu keiner vollen Lösung der vom staatsbürgerlichen Unterricht zu erfüllenden Aufgaben führen könne, und dass deshalb ein selbständiges Fach, Verfassungskunde, gefordert werden müsse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.